

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **47 (1969-1970)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zürcher Student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich, der ETH Zürich und der Dolmetscherschule

Redaktion: Franziska Reck, Christian Rentsch,
Werner Troxler, Johann A. Makowsky,
Bruno Klieber

Rämistrasse 66, 8001 Zürich, Telefon 47 75 30
Aufflage: 18 500

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich, Telefon 27 09 50

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Steiniger Dialog

Der Freudentanz des 1. Juni ist längst vorbei, der Abstimmungssieg bereits wieder in der alltäglichen Flut von Neuigkeiten untergetaucht, für die Öffentlichkeit unwichtig geworden. Doch werden jetzt, hinter den Kulissen, die referendumsfreudigen Studenten sich um einen konkreten Vorschlag für das neue ETH-Gesetz bemühen müssen. Die Gemeinsamkeit, die brüderliche Einigkeit der Studenten, die über politische Differenzen während des Abstimmungskampfes triumphierte, sie ist plötzlich wieder bedroht durch das Ringen um den Inhalt des neuen Gesetzes. Das Verständnis für die möglichen Forderungen scheint nicht überall vorhanden zu sein. Die Meinungen gehen denn auch zu weit auseinander, als dass in Harmonie ein sinnvolles Gesetz geschaffen werden könnte, ein Gesetz, das über das Heute hinaussteigt und in der Zukunft auch noch Bestand hat. Im Gespräch wird man sich finden und einigen müssen. Diskussionen, die nur um des Gesetzes willen geführt werden, sind nutzlos, wenn sie nicht gleichzeitig auch Initialzündung für ein breites Gespräch über die gesamte Hochschulpolitik, über unsere Gesellschaft überhaupt sind.

Tot

Dialog heisst heute das magische Wort, das im Laufe der Geschichte zu leerem Schall abgewertet wurde, das ohne Hintergedanken nur noch Naive in den Mund zu nehmen wagen. Die Lügen und vielen Versprechungen, die bewusst oder unbewusst Verzögerung schaffen sollen, die Entwicklungen bremsen und abwürgen, sie haben den Dialog zum Instrument der Falschheit und Hinterhältigkeit gemacht.

Der echte, friedliche Dialog wurde ermordet: mit Mahatma Gandhi, mit Martin Luther King, mit Robert Kennedy. Sie alle haben an die Macht des Wortes geglaubt, an die Überzeugungskraft echter Argumente und nicht zuletzt an den guten Willen der Menschen. Diese Menschen hat man angehört, wird man entgegenen, sie alle haben Grosses vollbracht – ohne Gewalt und ohne Blutvergiessen. Scheinbar ja! Aber ihre Wegbereiter waren Tod und Zerstörung. In Indien die blutigen Aufstände, in den USA die militante Black-Power-Bewegung. An Beispielen fehlt es nicht. Erst die nackte Angst öffnete Tür und Tor und brachte lang-ersehnte Reformen.

Ist Dialog wirklich etwas so Schwaches, Hilfloses – ja Unnützes? Nur weil er verbietet, das Monopol der Wahrheit zu besitzen, weil er fordert, nicht nur einander anzuhören, sondern auch von einander lernen zu wollen, weil er einen Austausch von Gedanken bedeutet und nicht ein mühsamer Bekehrungsversuch sein soll? Eine brennende Frage.

Worte ...

Schlagworte und wissenschaftliche Begriffe mögen eindrucksvoll tönen, sie stossen aber, wie am Universitäts-

tag 69, auf taube Ohren, wenn das Vokabular nicht bekannt ist. Die gleiche Sprache sprechen, heisst für alle Akademiker, ihr im abstrakten geistigen Milieu entwickeltes Denken demjenigen der Öffentlichkeit anzupassen. Wer seinen Gesprächspartner nicht kennt, dessen Herkunft, dessen Grundeinstellung nicht erraten kann, wird mit grosser Wahrscheinlichkeit ihn auch nicht

... der Hoffnung und der Enttäuschung

Das ETH-Gesetz will formuliert sein, die Universitätsreform steht vor der Tür. Wir Studenten sind nicht verbittert, wir glauben immer noch, dass unter Intellektuellen der Gedankenaustausch gepflegt werden kann und möglich ist. Dass die Ratio über Emotionen steht. Unsere Hoffnung sind die zahlreichen Professoren, die für unsere Anliegen Verständnis haben und sich dafür sogar einsetzen; unsere Hoffnung sind die vielen Versprechungen des Rektorates, des Erziehungsrates, der Behörden, die immer noch darauf warten, erfüllt zu werden.

Enttäuscht aber sind wir von all denjenigen Dozenten, die für die Zeichen der Zeit kein Auge haben, die Studenten nur als unwissenschaftliche Randaliere sehen, Dozenten, die nicht verstehen wollen, dass Professor sein auch Vorbild sein bedeutet, in wissenschaftlicher, wie auch in menschlicher Hinsicht. Unsere Enttäuschung sind auch Kommilitonen, die durch ihr unüberleg-

Der Schlaf der Gerechten bringt keine Revolutionen

Der bedenklichste und lähmendste Faktor im Rahmen der gesamten Hochschuldiskussion bildet die erschreckende Trägheit der Masse der Studenten. In ihrer geistigen und materiellen Sättigung sehen Dozenten, die nicht verstehen wollen, dass Professor sein auch Vorbild sein bedeutet, in wissenschaftlicher, wie auch in menschlicher Hinsicht. Unsere Enttäuschung sind auch Kommilitonen, die durch ihr unüberleg-

Als in Deutschland in der Führungsspitze des Verbandes Deutscher Studentenschaften vier militante Extremisten gewählt wurden, haben einige Politiker die Studenten zu grösserer Wachsamkeit aufgerufen. Das Echo war gering, der Schlaf zu tief: Revolutionen finden ja noch keine statt! Vielleicht wird bei uns das riesige Heer der Desinteressierten erst dann erwachen, wenn jede Aktion zu spät, wenn alle Selbstwürde und jeder Aergers über verpasste Gelegenheiten nichts mehr als Trost sein können.

»Es ist nicht mehr schön, Rektor zu sein, da ich nie weiss, was mich erwarten

verstehen können, wird falsche Schlüsse ziehen.

Aber nicht nur Sprache und sozialer Hintergrund sind dominierend. Vielmehr entscheidet über Sinn oder Nutzlosigkeit des Dialogs der Wille zum Gespräch. Der gute Wille Ohne ihn ist jede Mühe umsonst. Was bleibt, ist Resignation, Verbitterung – und der Beweis, dass Gewalt allein Erfolg bringen kann. Damit schliesst sich der Teufelskreis und bestätigt das Axiom, dass schlechter Wille zum Gespräch nur mit roher Gewalt kompensiert werden kann.

tes Handeln, ihre Ungeduld und Unbeherrschtheit die ablehnende Haltung vieler Professoren provozieren. Studenten, welche die politischen Spannungen an den Hochschulen dazu missbrauchen, mit »populären« Aktionen ihre

Privatpolitik zu fördern. Sie schaden der studentischen Sache und der Hochschule überhaupt mehr, als sie in ihrer Kurzsichtigkeit erfassen können. Sympathisanten werden brüskiert, ein konstruktiver Dialog dadurch verhindert. Anstatt einen Fortschritt zu erzielen, wird der Stagnation Vorschub geleistet.

»(Rektor Tönsley an der Jahresversammlung des Hochschulvereins.) Aber nicht die Angst vor brennendem Rektorat und Sit-ins soll Professoren und Studenten zusammenbringen, sondern die Überzeugung, durch die Hochschulreformen auch einen Beitrag zur Gesellschaftsreform zu leisten. Wer sich gegen jede Wandlung auflehnt und psychisch ist sicher, unterstützt nicht nur die Stagnation, sondern drückt dadurch eine der Demokratie feindlich gesinnte Einstellung aus.

Noch ist der Weg zum gemeinsamen Gespräch nicht verbaut. Die aktiven Studenten und Professoren sollen nicht müde werden, auch die Konservativen in Behörde, Senate und Studentenschaft zum Dialog einzuladen. Nicht um sie für Dogmen oder schöngesteigerte Ideen zu gewinnen, sondern um ihnen klar zu machen, dass eine permanente ablehnende Haltung jede Evolution verhindert – die Revolution, die sie zu vermeiden suchen, geradezu fördert. Erst durch die Teilnahme aller Beteiligten am gemeinsamen Gespräch, werden die Extremisten, sowohl auf der einen, wie auch auf der anderen Seite, neutralisiert.

Bedürfnis ...

Der Gegenstand des aktuellen Gesprächs ist zweifelsohne die Hochschulreform. Vieles ist schon gesagt, geschrieben und gemacht worden. Model-

le wurden entworfen, fixfertig, die den Entscheidungsgremien nur ein »Ja« oder »Nein« zulassen. Die Bemühungen waren gross, der Erfolg aber ist bis heute ausgeblieben, weil die wirkliche Hochschulreform erst dann garantiert ist, wenn zuerst die Bedürfnisse der Studenten, Professoren und letztlich auch des Volkes festgestellt sind. Kennt man sie, so kann man sich in gemeinsamen Gesprächen über den für alle annehmbaren Rahmen einigen. Dieser aus allen Eingaben herauskristalisierte Bedürfniskatalog wird dann die Grundlage zu einem Modell liefern müssen, das frei von jeglicher Ideologie und strenger Dogmatik als rational vertretbares Modell im Experiment erprobt wird. Stellt man aber ein Modell allen Diskussionen voran, so werden die verschiedenen Bedürfnisse unserer pluralistischen Gesellschaft nicht mehr optimal berücksichtigt. Zudem gibt die-

In härteren Jahren war die Klarsicht bedeutend grösser als in euphoristischen Hochkonjunkturen.

Prof. H. C. Peyer

ses Vorgehen den anmassenden Anschein, die möglichen Bedürfnisse – auch die der Zukunft – seien längst bekannt. Das wäre autoritär, einseitig und eindimensional. Der Dialog muss das Modell entstehen lassen. Viele werden zwar von »Abenteuere«, von erfolgloser »Prüferei« sprechen, doch die Notwendigkeit des Experimentes ist unbestritten. Wären doch unsere sozialen Verhältnisse die gleichen geblieben wie im letzten Jahrhundert.

... für Bomben?

Dieser Dialog muss beweisen, dass nicht Gewalt allein zum Ziele führt, sondern einzig der gute Wille und überzeugende Argumente. Wenn die konservativen Kräfte auf ihrer »guten alten Zeit« beharren, wenn die Progressiven von ihren vorfabrizierten Modellen nicht loskommen können, dann werden Rauchbomben und Demonstrationen die ohnehin schon wirren Köpfe noch mehr vernebeln und verwirren. Zerstört würden damit nicht nur Rektorate und Hörsäle, sondern auch die Hoffnung, jemals wieder auf friedlichem Weg einen Fortschritt erzielen zu können.

Damit bekommt die Abstimmung vom 1. Juni doch ihren tieferen Sinn. Sie gibt die Möglichkeit in gemeinsamer Arbeit aller an der Hochschule Beteiligten, ein neues Gesetz entstehen zu lassen, sie gibt uns Studenten die Möglichkeit, die Toleranz gegenüber den Behörden, gegenüber den Dozenten zu manifestieren und nicht zuletzt auch untereinander.

Damit hat das ETH-Referendum nicht nur gegen das umstrittene Gesetz aufgerufen, sondern auch gegen die drohende Entfremdung zwischen Lernenden und Lehrern.

Werner P. Troxler

IN DIESER NUMMER

Kommentare zur Abstimmung	2
Die 3. Hochschule in Zürich	3
Philosophisches Seminar Bern – ein Modell	4
USA: Foundations und Hochschulen	5
Alain Krivine – der französische Präsidentschaftskandidat	7
Ein Gespräch mit Hans Werner Henze	13
Bob Dylan: Das biöd gemachte Bewusstsein	19

Redaktionsschluss: 31. Juni

Lieber Leser

Knapp 30 Studenten sind unserer Einladung zum »zss«-Hearing gefolgt. Unglücklicherweise war an demselben Abend eine LSZ-Veranstaltung über die Schweizerische Presse angesetzt, so dass es manche Studenten vorgezogen haben, bekanntere und einflussreichere Redaktoren kennenzulernen. Bei unserer Diskussion kristallisierten sich drei Schwerpunkte heraus: 1. Die Artikel im »zss« sind im allgemeinen zu lang. 2. Es wird begrüssigt, dass der »zss« nicht eine »einheitliche Linie« verfolgt, sondern Meinungsforum ist. 3. Der »zss« sollte aggressiver werden.

Kürze als Prinzip lässt sich nicht verwirklichen. Wir werden aber bestrebt sein, die Artikel attraktiv zu präsentieren.

Eine einheitliche politische Linie können wir gar nicht vertreten, da unser Redaktionsteam heterogen zusammengesetzt ist. Die Redaktoren werden ja nicht, wie bei einer parteipolitisch gebundenen Zeitung, auf Grund ihres einheitlichen politischen Standortes gewählt.

Nicht zuletzt hängen die kritisierten Punkte damit zusammen, wie beschaffen – inhaltlich und formal – die Zuschriften an die Redaktion sind. Wir haben den direkten Kontakt mit unserer Leserschaft gesucht, jetzt liegt es an Dir, lieber Leser, mit uns zusammenzuarbeiten.

Mit dieser Nummer möchten wir die Kontroverse Kuenzli – Farner durch ein Interview der FSZ mit Konrad Farner beschliessen. Drei Beiträge befassen sich mit der Lage nach der Abstimmung vom 1. Juni und mit der, wenn auch noch vorläufigen, Analyse des Abstimmungsergebnisses. Die konstruktive Reformarbeit muss jetzt beginnen, doch darf sie nicht gefährdet werden durch die Teilnahmslosigkeit einer Grosszahl von Studenten, wie Werner Troxler im Leitartikel schreibt. Wir sind zu einem fairen Dialog mit allen Kreisen, innerhalb und ausserhalb der Hochschulen, bereit, wir müssen uns aber in acht nehmen vor solchen Anbiederungsversuchen, wie sie die Schweizerische Handelszeitung betreibt. Zur Lage der Studenten im Ausland bringen wir einen Bericht aus Amerika. Krivine, Präsidentschaftskandidat der studentischen Linken in Frankreich, äussert sich über Sinn und Unsinn von Wahlen.

Janos Makowsky führte mit Hans Werner Henze, der sich für kurze Zeit in Zürich aufgehalten hat, ein Gespräch – exklusiv im »zss« –, worin Henze sich kritisch zur Politisierung seiner künstlerischen Arbeit äussert.

Vielleicht regst der eine oder andere Beitrag in diesem »zss« zur Diskussion an; vielleicht interessiert Deine Meinung dazu auch die Leserschaft unserer Zeitung, und dass der »Zürcher Student« unsere (!) Zeitung ist, liegt auch an Dir.

Bruno Klieber



Fronten gegen den Dialog?

Foto: E. Liniger

Zur Nachjunipolitik

Der 1. Juni und seine Folgen

Eine genaue Interpretation des Abstimmungsergebnisses ist uns zur Zeit noch nicht möglich. Die Regionalkomitees bemühen sich jedoch um eine detaillierte Auswertung.

Die niedrige Stimmbeteiligung mag uns eines zeigen: Der Versuch, die ETH-Abstimmung in einen grösseren Zusammenhang zu stellen, d. h. bildungspolitische Postulate damit zu verknüpfen, ist offenbar gescheitert, von einem latent vorhandenen Bedürfnis nach einer Reform unseres gesamten Bildungswesens kann nicht gesprochen werden. Wohl haben einige Parteien ihre alten Bildungspostulate wieder aufpoliert, wohl sind da und dort Foren entstanden, die sich mit Bildungsfragen auseinandersetzen; doch hat uns spätestens der 1. Juni klargemacht, dass keine »Bildungsreform-Bewegung« ausgelöst wurde. Wir haben uns auf eine zähe, langfristige Arbeit einzustellen. Trotzdem, das Gesetz wurde mit Zweidrittelmehrheit verworfen, was einem zwingenden Auftrag des Stimmvolkes sowohl an den Gesetzgeber als auch an die beiden Hochschulen ETH-Z und ETH-L gleichkommt.

Der Auftrag an den Gesetzgeber

Als Beauftragter des Gesetzgebers hat der Bundesrat unverzüglich geantwortet. Er verpflichtet sich, mittels eines umfassenden Vernehmlassungsverfahrens, die Uebergangsregelung vom 5. Februar auszubauen und zu präzisieren. Er will weiterhin einer Expertenkommission den Auftrag erteilen, Grundlagen zu einem neuen ETH-Gesetz auszuarbeiten. Der Bund sagt auch in bezug auf ein neue Gesetzgebung umfassendes Vernehmlassungsverfahren zu.

Der Auftrag an die Schule

Für die Schule bedeutet die Verwerfung des Gesetzes die Pflicht, grundsätzliche Reformvorschlüsse auszuarbeiten. Die Schule sollte die unterbreiteten Vorschläge begründen können.

Konsequenzen

Um diesem Auftrag gerecht werden zu können, muss sich die Schule intern so organisieren, dass:

- 1. eine tiefgreifende Meinungs- und Willensbildung unter allen Hochschulangehörigen stattfinden kann.
- 2. ein rationales Austragen von Konflikten und Meinungsverschiedenheiten zwischen den Partnern institutionell ermöglicht wird.
- auf Abteilungs- bzw. InstitutsEbene zwischen Dozenten, Assistenten und Studenten (plus evtl. Angestellten)
- auf ETH-Ebene zwischen Dozenten,

Assistenten und Schulbehörden (plus evtl. Angestellten)
3. Reformvorschlüsse durch entsprechende Experimente erprobt und untermauert werden können. Dies in Kompetenz jener Einheiten, wo diese Vorschläge entstanden sind.

Forderungen

Aus diesen Konsequenzen lassen sich folgende Forderungen ableiten:

- zu Punkt 1:
 - Reorganisation des schulinternen Vernehmlassungsverfahrens (Klärung und Ausbau)
 - Schaffung einer funktionsfähigen Informationsstruktur
 - Ausbau der DIZ zu einer Informations- und Dokumentationszentrale für die ganze Hochschule.
- zu Punkt 2:
 - Institutionalisierung von gemischten Gremien (für Reformarbeiten) auf allen Stufen.
 - Schaffung der Möglichkeit, an solche Gremien Kompetenzen zu erteilen in bezug auf Repräsentativkraft)
 - Offenheit von Dokumenten, Verhandlungen und Entscheide betreffend Reformen.
- zu Punkt 3:
 - mehr Kompetenzen an Abteilungen und Institute (in bezug auf Reformen)

Weiteres Vorgehen

Das weitere Vorgehen, für welches wir uns einsetzen, lässt sich grundsätzlich in drei Hauptabschnitte gliedern.

I. a: Formulierung der Anforderungen an eine Uebergangslösung. Der Akzent soll dabei nicht auf der Durchsetzung eines völlig neuen Organisationsmodells liegen, sondern auf der Beseitigung von Hindernissen, die dem länger dauernden Reformprozess im Wege stehen (vgl. Punkt 3).

b: Schaffung einer schulinternen Organisation für den länger dauernden Reformprozess (vgl. Punkte 1, 27).

II. a: Einleiten des Reformprozesses. Dieser soll ca. drei bis fünf Jahre dauern. Studienreform soll Ausgangspunkt sein. Organisationsmodelle sollen im Sinne pragmatischer Versuche durchgeführt werden. Es müssen laufend Reformberichte an die Expertenkommission des Bundes weitergegeben werden. b: Formulierung von Richtlinien für ein neues ETH-Gesetz auf Grund der gemachten Erfahrungen und Weiterleiten an die Expertenkommission (evtl. eigener Gesetzesentwurf).

III. Stellungnahmen zu Vernehmlassungen des Gesetzgebers.

Urs Maurer
VPH des VSETH

Eine Phase der Experimente

Thesen zum weiteren Vorgehen

Die Diskussion um neue Hochschulgesetze ist bislang in zweifacher Hinsicht falsch geführt worden: Es war jeweils nur der Dozentschaft oder der studentischen Funktionärsclique möglich, sich wirksam am Gespräch zu beteiligen. Daran ändert weder ein institutionalisiertes Mitspracherecht der Studentenfunktionäre innerhalb einer Fakultät beispielsweise etwas - ausser es handle sich um eine qualifizierte Mitbestimmung - noch die traditionell garantierte Entscheidungsbefugnis des Basisstudenten über seine Delegierten. Nach wie vor werden Entscheidungen auf einer oberen Ebene gefällt.

Zum zweiten handelte die Diskussion zumeist von Aufgabe und Organisation der Gesamtuniversität. Ungenügend berücksichtigt wurde, dass über deren Struktur erst Aussagen gemacht werden können, wenn feststeht, in welcher Weise die Wissenschaft an der Basis organisiert sein soll. Es muss geklärt werden, welche kleinste organisatorische Einheit wissenschaftlicher Arbeit sinnvoll institutionalisiert wird, ob sie

sich nach Projekten konstituiert oder nach vorgegebenen Facheinteilungen, wie sie zusammenarbeitet mit ihr verbundenen Bereichen usw.

Ein Rahmengesetz, wie weit man es auch fasst, enthält stets bereits feststehende Interpretationen darüber - es spricht von Instituten oder ähnlichem und macht implizite Aussagen über deren Aufbau und Funktionsweise, ausser es laute, wie der Zürcher Soziologe Thomas Held vorschlägt:

- 1. Die Universität ist autonom.
- 2. Alles weitere wird durch Verordnungen geregelt.

Die bislang erhobene studentische Forderung, Universitätsgesetze müssten Rahmencharakter tragen, sind verständlich: Sie entstanden unter dem Druck der Einsicht, die einmal von Behördenseite vorgebrachten Initiativen (Entwürfe, Vernehmlassungen) Hessen sich nicht mehr rückgängig machen. Einzige Reaktion könne sein, den Prozess, der zu früh begonnen wurde, zu einem möglichst günstigen Ende zu führen. Also einigte man sich auf die Taktik, die Gesetze inhaltsleer und damit belanglos zu gestalten, um vielleicht ein bisschen Freiraum für Institutsreformen zu schaffen. Allein noch dieses Vorgehen wird höchstens zu einer verkrüppelten Hochschulreform führen. Die entscheidenden Verbesserungen, Aenderung der konkreten Wissenschaftspraxis werden schon im Ansatz wieder verhindert.

I

Anders gesagt: Ziel jedes Hochschulgesetzes kann nur sein, das Funktionieren

ren eines herrschaftsfreien und zugleich gesellschaftsverantwortlichen Wissenschaftsbetriebes zu gewährleisten, d. h. jedem einzelnen Studierenden (Student, Assistent, Dozent) die Bedingungen für ein ungehindertes Arbeiten zu schaffen. Zwingendermassen kann dies nur vollzogen werden, nachdem die Studierenden erst einmal formuliert haben, auf welche Bedingungen ihre wissenschaftliche Arbeit sich stützen können muss.

II

Kommt die Kritik an bisheriger Wissenschaft hinzu, die spleeniger Zeitvertreib gewesen sei oder bloss für die Privatwirtschaft gearbeitet habe, dann verschiebt sich das Problem noch einmal: Bevor von den Arbeitenden Bedürfnisse artikuliert werden können, deren Erfüllung von einem Universitätsgesetz gesichert werden soll, muss feststehen, welche Art von Arbeit überhaupt sinnvoll zu leisten ist.

III

Das heisst: Die Universitätsreform muss sich ausbreiten von der Reform der wissenschaftlichen Arbeit jedes einzelnen über die Reform von Institut, Fakultät, Universität, Staat (diese Institutionen werden hier nicht als unverrückbar fest begriffen, sie verdeutlichen exemplarisch das Prinzip einer Bewegung, die von der Gestaltung kleinster Einheiten zum Bau von koordinativen grösseren Einheiten überzugehen hat).

IV

Der Verwirklichung einer solchen expandierenden Reform stehen indes

Hindernisse entgegen: im individuellen Bereich die Normen des Instituts, auf InstitutsEbene die der Fakultät. An diesem Dilemma ist bislang die Reformdiskussion gescheitert (vgl. etwa die Ereignisse an der theologischen und philosophischen Fakultät von Zürich).

V

Auf legalem Wege lösbar ist dieses Problem allein dadurch, dass man Freiräume schafft für Institutsreformen, die in Konflikt zu geraten drohen mit Fakultätsvorschriften. Solche Umstrukturierungen müssen als Experiment bereits gesetzlich vorgesehen, d. h. anerkannt sein: Die befristete Aufhebung einzelner Vorschriften zugunsten der späteren Schaffung von neuen ermöglicht eine organische Umgestaltung der Universität (die Revolution lässt sich nur verhindern, indem man sie legalisiert).

VI

Postulat: Für die Diskussion neuer Hochschulgesetze ergibt sich: Sie muss auf befristete Zeit sitiert werden. An deren Stelle verlangen die Studentenschaften die provisorische Erweiterung der bisherigen Vorschriften um Paragraphen, welche jede Art von Experimenten billigen, solange sie von allen direkt Betroffenen in demokratischem Verfahren (z. B. Vollversammlungen) beschlossen werden. Nach einer gewissen Probezeit gehen die Reformmassnahmen zur definitiven Ratifizierung oder Verwerfung zurück an das je satzungsgebende Gremium.

(Diese These ist just auch in Hinblick auf die Schaffung einer Uebergangslösung in der ETH-Frage zu berücksichtigen.)
VSS

Demokratie, Akklamation, Wissenschaft

Zur Abstimmung über das ETH-Gesetz

In government the budget is the message.
I. F. Stone

Stehaufmännchen

Stand am Anfang des Parlamentarismus die Idee von der Repräsentation der Basis, so ist heute die Pflicht der Repräsentation zum Bleigewicht geworden, das der Schwerkraft der Publizität gehorcht. In einer Gesellschaft, wo der Betrieb der entscheidenden Lebensraum des heutigen Menschen ist, sind die Parlamentarier unfreiwillig zu dem herabgekunten, was anfänglich einen besseren Namen hatte: Mitglieder einer Kammer. Als solche vermögen sie - wie die Haltung zum ETH-Gesetz zeigte - auch nicht einen Schein von Autonomie mehr aufrechtzuerhalten. Angestossen von einer Gruppe, die man wohlwollend gewähren liess, kippten sie um, tauchten mit unbeachteter Kehrtwendung wieder auf und klatschten Beifall für die, welche zeigten, dass man in der Schweiz, im Gegensatz zum Ausland, mit Hilfe demokratischer Spielregeln auch in unerwarteten Anlegen zum Zug kommen kann. Während solches Verhalten noch vor einiger Zeit mit partikularem Eifer als Parlamentarismuskrisis gescholten worden wäre, fühlen sich die Stehaufmännchen heute als Modernisten und vergessen das Gewicht an den Füssen.

Orakel

»Das Referendum der Studenten hat seinen Zweck erreicht, die schweizerische Öffentlichkeit auf die Notwendigkeit einer Hochschulreform aufmerksam zu machen. Der zweite, schwierigere Schritt wird nun darin bestehen müssen, die Verwerfung zum Ausgangspunkt eines vertrauensvollen und konstruktiven Gesprächs zwischen allen an den Hochschulen Lehrenden und Lernenden und den politischen Kräften unseres Landes werden zu lassen.« (NZZ vom 2. 6. 1969, Nr. 327).
Nachdem das unruhigstehende, aber harmlose Ereignis der Abstimmung vorüber ist, will die politische Kraft die Studenten wieder dort versammeln, wo sie auch vorher am liebsten gesehen wurden, am runden Tisch: »Die Ansicht der Studierenden zu Hochschulfragen wird durch Vermittlung der anerkannten studentischen Körperschaften eingeholt.« Die Hierarchie der Sitzordnung und die straffe Organisation des Gesprächs verhalten, unter dem Flutlicht von energischem Interesse, das Körperschaften dort nichts mehr zu tun haben, wo Herrschaft schon entschieden hat. Was die genannten Gespräche, an Radio und Fernsehen, gezeigt haben, war nichts als Schein von Diskussion, geschwätzige Legitimation der als demokratisch bezeichneten Akklamationspraxis von vertrauensvollen Obergkeiten.

Handels-Zeitung auf krummen Wegen

10 000 Studenten in der Deutschschweiz haben zwei Nummern der Schweizerischen-Handels-Zeitung geschickt erhalten. Die Redaktion will damit den Beweis erbringen, »dass die heutige akademische Jugend und die Wirtschaft nicht unbedingt auf Kriegsfuss zu stehen haben.« In beiden Nummern wird sehr ausführlich über Hochschulprobleme berichtet, vor allem im Zusammenhang mit der Abstimmung über das ETH-Gesetz. Wir können für ein halbes Jahr die Handels-Zeitung gratis und franko abonnieren. Wie eine Zeitung für sich Werbung treiben will, steht ihr grundsätzlich frei; wie dies aber die Handels-Zeitung betreibt, ist Manipulation im übelsten Sinne. In der Nr. 23 vom 5. Juni wurde nämlich eine SHZ-Leserumfrage besonderer Prägung gestartet:

Welche Folgerungen ziehen Sie aus der Abstimmung über das ETH-Gesetz?

1. Glauben Sie, dass jetzt eine umfassende Hochschulreform in Angriff genommen werden muss?
2. Soll die Hochschulreform in den Rahmen einer gesamtschweizerischen Bildungspolitik gestellt werden, nach der sich auch die kantonalen Hochschulen ausrichten hätten?
3. Ist auch die Wissenschaftspolitik in diesem Zusammenhang zu formulieren?
4. Sind Sie der Meinung, dass für die Uebernahme der EPUL durch den Bund eine gesetzlich verankerte Uebergangslösung getroffen werden muss?
5. Interpretieren Sie das Abstimmungsergebnis über das ETH-Gesetz als Bekanntheit der Wähler zur Mitbestimmung der Studenten an den Hochschulen?

Alle Fragen sind Scheinfragen, die Antworten in den Fragestellungen enthalten. Wer nicht alles mit einem klaren Ja beantwortet, muss sich als hoffnungsloser Reaktorärr vorkommen; oder wer ist nicht für Reformen, eine gesamtschweizerische Bildungspolitik und für Mitbestimmung? Hat doch Bundesrat Tschudi in seiner Stellungnahme zum Abstimmungsergebnis bereits ein Ja zu diesen Fragen abgegeben. Soweit so gut - solche Scheinumfragen werden auch über neue Waschmittel gestartet. Man möchte meinen, dies wäre nur eine Frage über die Art und Weise, wie Werbung getrieben wird. Die Umfrage jedoch verfolgt noch ein anderes, wichtiges Ziel, und dort liegt das verderbliche Tun der Handels-Zeitung.

Werden nämlich die Resultate der Umfrage, die - da sie keine Alternativen zulassen - im oben genannten Sinne ausfallen, veröffentlicht, kann die Handels-Zeitung sagen: Seht, wie abgeschlossen unsere Leserschaft, Leute aus Handel und Wirtschaft, euren studentischen Problemen gegenüber eingestellt ist. Hier hat ihr den Beweis, wie wohlgesinnt diese - von manchen unter euch verteuflten - Kreise den Studenten sind.

Achtung vor den geheimen Verführern!

Bruno Klieber

verhindert jede immanente Reflexion der Wissenschaften. Deren positivistisches Selbstverständnis steht ohnehin quer zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Umso leichter ist es deshalb, eine mit der Hochschulreform notwendig zusammenhängende neue Definition ihrer Zwecke als extremistische Forderung abzutun. ... das Widerstreben, den Begriff der sozialen Klasse und des Klassenkampfes anzuwenden und in den Mittelpunkt ihrer sozialen Untersuchungen zu stellen, (...) erklärt die Schwierigkeit, die die offizielle Universitätssoziologie hat, von einem globalen und statistischen »Ganzem« zu einer klaren und genetischen Analyse der konkreten sozialen Beziehungen überzugehen (Lucien Goldmann, Dialektische Untersuchungen. Neuwied 1966, S. 144.) Die Pluralismusideologie im Kapitalismus wendet die Partialinteressen der Individuen in solche von un-

Akademische Buchhandlung

WURZEL

Mühlegasse 19
bei der Zentralbibliothek
Tel. 32 14 80

WURZEL

bei der Zentralbibliothek

DER SPEZIALIST FÜR DAS WISSENSCHAFTLICHE BUCH

Die 3. Hochschule Zürichs...

In Anbetracht der Tatsache, dass die Vereinigung der Studierenden an der Dolmetscherschule (VSD) in verschiedenen studentischen Gremien aufgenommen worden ist, erscheint es angebracht, über diese Organisation zu informieren.

Im Jahre 1954 wurde die VSD von Dr. Paul Bänziger, dem Gründer der Dolmetscherschule Zürich, ins Leben gerufen. In den Anfängen hatte die Vereinigung einige Mühe, sich durchzusetzen. Erst im Jahre 1962 gelang es ihr, nicht zuletzt dank der tatkräftigen Unterstützung der Studentenschaften beider Zürcher Hochschulen, einen Sitz im VSS zu erwerben. Mittlerweile ist sie auch dem FESL beigetreten.

Da die Dolmetscherschule weder vom Kanton noch vom Bund, sondern von einer Genossenschaft getragen ist, hat sie heute noch immer um ihre Anerkennung als vollwertige Hochschule zu ringen.

Bemühungen und Ziele

Die VSD vertritt die Interessen der Studentenschaft nach innen wie nach aussen, d. h. der Präsident der VSD pflegt die Kontakte mit Vertretern anderer Hochschulen, während sich der Vizepräsident mit internen Problemen befasst.

Eine enge Zusammenarbeit mit der Schulleitung und dem Lehrkörper in allen Fragen, die das Studium betreffen, ist seit einiger Zeit gewährleistet. Des Weiteren ist es der VSD ein Anliegen, Kontakte zwischen den ausländischen Studierenden an der Dolmetscherschule und Schweizer Studenten herzustellen.

Bedauerlich ...

Leider ist die Passivität der Studenten der Dolmetscherschule enorm, was nur zu oft die Bemühungen des VSD erschwert. Zwar wird jeder Student mit seiner Immatrikulation automatisch Mitglied des VSD, doch der Bestand der an der Vereinigung und an der Verwirklichung deren Ziele wirklich interessierten Studenten erschöpft sich meist schon im Vorstands- und Informationsgremium. Die Versuche, die Aktivität zu fördern, sind ausnahmslos gescheitert. Anfang dieses Semesters wurde ein Informationsgremium geschaffen, das die Aufgabe hat, alle zwei Wochen über externe und interne

Vorgänge zu informieren, damit der VSD wenigstens nicht vorgeworfen werden kann, zu wenig über ihre Tätigkeit bekanntzugeben.

Es ist unbestritten, dass das Studium an der Dolmetscherschule einen grossen Einsatz fordert; nichtdestoweniger ist es bedauerlich, dass die VSD von seiten der Studentenschaft, deren Interesse sie schliesslich vertritt, so wenig Unterstützung erhält. Dies ist umso erstaunlicher, als ein kürzlich gestellter Auflösungsantrag von studentischer Seite mit 88 gegen 1 Stimme abgelehnt wurde. Die Existenz der VSD ist also keineswegs in Frage gestellt.

Strukturelle Probleme

Da die Dolmetscherschule, wie schon erwähnt, eine Genossenschaft ist, muss sich die VSD notgedrungen vor allem auf die internen Probleme konzentrieren. Aber auch da ergibt sich noch ein recht grosses Betätigungsfeld. Erfreulicherweise steht die Schulleitung den Forderungen meist positiv gegenüber, was der VSD vieles wesentlich erleichtert.

Die Mühe lohnt sich

Der VSD hat im Verlauf der letzten Monate beachtenswerte Erfolge erzielt. Ein kleines Gremium ist jüngst damit betraut worden, den Studienleitfaden zu überarbeiten. Es ist bereits gelungen, ein Mitspracherecht in Stipendienfragen zu erlangen. Zudem wird der VSD zu Sitzungen des Lehrkörpers zugelassen. Der grösste Erfolg aber, den die Vereinigung buchen kann, ist ein festgelegtes Mitbestimmungsrecht im obersten Gremium, der Generalversammlung der Genossenschaft. Zugegeben, in diesem Punkt hatte es die VSD leichter als andere Hochschulen; bedurfte es doch nur der Zustimmung der Schulleitung, der Vereinigung einen Anteilsschein zu verkaufen. Immerhin, es musste 1969 werden, bis jemand auf die Idee kam, sich im Namen der VSD die Struktur der Dolmetscherschule zu nutzen zu machen.

Franziska Reck

nicht, an radikalen Aenderungen der auf Dauer ausgerichteten Lehranstalt teilzunehmen. Fiat schola, pereat discipulus: Während das römische Pendant dieses Satzes immerhin ein Mass aufklärerischer Skepsis gegenüber der Verabsolutierung von Institutionen in Abstrakta ausdrückte, gehört die »Neuformulierung« in den Bereich der Sprichwörter, da die Verabsolutierung, so scheint es, längst selbstverständlich geworden: Die technische Hochschule soll zum Zwangskanal gemacht werden, in den die Durchlaufgeschwindigkeit nach Massgabe von Angebot und Nachfrage der Wirtschaft erhöht werden kann. Für die besonders Anpassungsfähigen »(kann) der technische und naturwissenschaftliche Unterricht ergänzt werden durch einen solchen allgemeinbildenden Inhaltes (Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Kunstgeschichte, Recht, Nationalökonomie, Li-

matik (= Wissenschaftsproblematik) in einem politisch-partikularen Bereich der Abstimmung schafft einen Raum von Scheinfreiheit, in dem die Studenten und die Politiker, Studenten und Nichtstudenten insgesamt »noch« miteinander reden können. Die Beziehung der Beteiligten untereinander ist eine abstrakte. Zugrunde liegt ein ebenso abstrakter wie antiquierter Begriff von politischer Beteiligung. Diese wird hergestellt durch den Zwang, am zugerichteten Akklamationsverfahren sich zu beteiligen. Am äussersten Ende einer für ihn nicht durchschaubaren Kette von Entscheidungen wird dem Bürger vorgetäuscht, der von ihm gefällte Entscheid sei einer übers Ganze. Demokratie, praktiziert in Abstimmungskämpfen, in denen sich die Beteiligten dadurch auszeichnen, dass sie alle den gleichen Abstand zur Praxis haben – und, um den »Diskussionsraum« zu schaffen,

Das Süppchen der tatsächlich Mächtigen

Man versichert zwar den einzelnen, dass sie frei seien, dass sie selbständig und eigenverantwortlich handeln sollten, dass sie etwa am demokratischen Willensbildungsprozess beteiligt seien und ihre Rechte nur wahrzunehmen brauchten, damit alles besser werde. Dieses Bild der bürgerlichen Öffentlichkeit hat heute in den meisten Ländern kaum mehr einen Realitätswert und ist weitgehend zu einem blossen Schein geworden, hinter dem die tatsächlich Mächtigen, die Vertreter der Interessenverbände, der Grossindustrie und der Parteilীগänger ihr eigenes Süppchen kochen. Ob dieses Süppchen bloss den Interessenvertretern schmeckt oder auch für die übrige Bevölkerung gut ist, wird mit andern Worten die Interessenvertreter eine gewisse Verantwortung für das Gemeinwohl haben oder nicht, ist dabei gar nicht das zentrale Problem. Das zentrale Problem ist vielmehr, dass niemand kontrollieren kann, ob sie dieses Interesse für das Gemeinwohl haben oder nicht.

Aus »Geistige Hintergründe des studentischen Radikalismus von F. X. Kaufmann; Civitas, April 1969.

teratur, Sprachen usw.) (...« (Art. 2, § 3.) Wo das Unvermögen zur Synthese zutage tritt, stiftet ein unverbindlicher Katalog Einheit; bei den in ihm aufgeführten Elementen ist die Kategorie Allgemeinheit massgebend. Aber auch der Allgemeinheit sind Grenzen gesetzt: »In Unterricht und Forschung wird den schweizerischen Bedürfnissen besonders Rechnung getragen.« (Art. 2, § 6.) Diese Bedürfnisse sind die Bedürfnisse der kapitalistischen Wirtschaft, vermittelt durch die Organe des Staates.

Diese wenden das Besondere (der kapitalistischen Produktion) ins Allgemeine (der Politik), getreu der strukturellen, immanenten Notwendigkeit, technisch-wissenschaftliche Zweckrationalität in Formen der Herrschaft umzuwandeln. »... nicht die Uebererkenntnis der Hochschule mit dem Staate, die sich mit ehrlicher Barbarei nicht schlecht versteht, zeugt von Verderbnis, sondern die Gewährleistung und Lehre von der Freiheit einer Wissenschaft, von der doch mit brutaler Selbstverständlichkeit erwartet wird, dass sie ihre Jünger zu sozialer Individualität und Staatsdienst führe.« (Walter Benjamin, Das Leben der Studenten (1915). In: Illuminationen. Frankfurt 1961, S. 11.) An der Bruchstelle zwischen Forderung und Erwartung setzt die studentische Kritik ein. Mögen die Jüngeren noch auf dem Einwand, »fremde« Ansprüche vertragen sich nicht mit »Wissenschaft« beharren, so haben sich die Älteren, oft nur unter Zwang, der Forderung nach Berufsorientierung zugunsten der Wissenschaft nachgegeben. Das hat eine Spaltung unter den Studenten selbst zur Folge. Einigen könnte aber die sich aus der Spaltung ergebende Notwendigkeit der Selbstreflexion von Wissenschaft-Beruf-Gesellschaft. Beides betrifft alle Studenten gleichermaßen. Nur solange sich in ihnen unbewusste Widerstände als Reflex der falschen Gesellschaft gegen ihr Mündigwerden stellen, wird das Argument »transitorisches Studium gegen dauerhafte Institution« Erfolg haben. Denn dieses Argument deckt mit brutaler Deutlichkeit die Ohnmacht der studentischen Interessen auf, die als Naturnotwendigkeit hingenommene Verwandlung von Menschen in intellektuelle Automaten.

Confoederatio Helvetica

»Es geht darum, ob ein folgenreicher Wissensstand nur in die Verfürgung technisch hantierender Menschen geleitet oder zugleich in den Sprachbereich kommunizierender Menschen eingeholt wird. Als mündig könnte sich eine verwissenschaftlichte Gesellschaft nur in dem Masse konstituieren, in dem Wissenschaft und Technik durch die Köpfe der Menschen hindurch mit der Lebenspraxis vermitteln würden.« (J. Habermas, Verwissenschaftlichte Politik und öffentliche Meinung. In: Technik und Wissenschaft als »ideologie«. Frankfurt 1968, S. 144.) Gesellschaftliches Bewusstsein muss Bewusstsein von Technik einschliessen. Diese Notwendigkeit betrifft Studenten und (Stimm)bürger gleichermaßen. Die Konzentration der Hochschulproble-

Zum Universitätsgeschäft

Stellungnahme der Gruppe der 13

Im Oktober 1968 haben sich 16 Medizinstudenten in klinischen Semestern – in der Folge bekannt als »Gruppe der 13« – zu einer Arbeitsgruppe zusammengeschlossen, um im Rahmen des Vernehmlassungsverfahrens zum neuen Universitätsgesetz Vorschläge auszuarbeiten.

Nach intensivem Grundlagenstudium anhand in- und ausländischer Veröffentlichungen über Hochschulreformen ist ein Gesetzesentwurf entstanden, der den Bedürfnissen von Lehre und Forschung gerecht wird. – In ihren Kompetenzbereichen wird den Studierenden das Mitbestimmungsrecht eingeräumt. – Die innere Autonomie der Universität, damit die freie Entwicklung der Wissenschaft und ihrer Methoden, wird gewährleistet, wenngleich bewusst und begründet der Anspruch auf völlige Unabhängigkeit vom Staat oder auf ein politisches Mandat der Universität nicht gestellt wird.

Es ist damit ein realisierbares Hochschulmodell entstanden, flexibel genug, heute so gut wie in einer gewandelten Gesellschaft funktionieren und befriedigen zu können.

An der Fakultätsversammlung vom 20. 2. 1969 hat sich die Klinikerschaft der Universität Zürich nach vorgängigen Diskussionen hinter dieses Gesetz gestellt.

Wir begrüssen es, wenn eine möglichst breite Öffentlichkeit sich mit unserem Entwurf auseinandersetzen wird. – Exemplare können bezogen werden bei allen Fakultätspräsidenten, im Büro des KStR und im Informationsbüro der Medizinstudenten (im Kantonalhospital zwischen grossem Hörsaal und Bibliothek).

PS. Bezugnehmend auf die Bemerkung über unseren Gesetzesvorschlag in den KStR-Dokumenten II, wo die von der Mehrzahl der Kliniker vertretene Meinung als weniger repräsentativ als andere Ansichten über ein neues Universitätsgesetz eingestuft wird, möchten wir bemerken, dass der GStR – welcher die KStR-Dokumente genehmigt hat – wahrscheinlich ungenügend über den Inhalt unseres Vorschlages orientiert war, da dieser erst jetzt verbreitet wird!

Im Namen der Gruppe der 13: Kurt Markwalder, cand. med.

die Studenten gewissermassen in einem Hohlraum des Kapitalismus arbeiten, haben sie die Möglichkeit, ihre Arbeit als gesellschaftlich praktische und nicht als abstrakte zu verwirklichen. Die Besetzung des Hohlraumes durch die Gesetze der Produktion bedeutet für die Studenten Integration in die totale Immanenz des Kapitalismus. Darauf antwortet zurecht die Forderung nach realer Demokratie und deren praktisch-antizipierende Verwirklichung in der Hochschule.

Max Loser

Schweigen, die schärfste Waffe der Mächtigen

Es gehört zu den Vorrechten der Mächtigen, dass sie glauben, ihre Entscheidungen nicht rational begründen zu müssen, und es auch in der Regel nicht tun, denn gerade darin besteht ihre Macht. Schweigen ist die schärfste Waffe der Mächtigen. Und so ist es nur konsequent von seiten der Studenten, dass sie die rationale Begründung von Entscheidungen fordern, dass sie zum mindesten die Offenlegung von Entscheidungsprozessen fordern, wo sie schon selbst nicht mitentscheiden können. In dieser Forderung liegt eine Aenderung der Spielregeln, das heisst der bestehenden Ordnung, und zwar an einem Punkt, der die heute Mächtigen besonders beschützt. Eine solche Aenderung der Spielregeln würde zudem die Studenten besonders begünstigen, da sie auf dem Gebiet der rationalen Argumentation zum Teil sogar ihre eigenen Lehrer und sicher einem grossen Teil der übrigen Bevölkerung rein technisch überlegen sind.

Aus »Geistige Hintergründe des studentischen Radikalismus von F. X. Kaufmann; Civitas, April 1969.

DEMOKRATIE... Fortsetzung von Seite 12

durchschaubaren herrschenden Gruppen um. Das gleichmässig verfälschte Bewusstsein des Volkes – es legt sich die Strafe, seine Bedürfnisse zu vergessen, in der Nachbetung der offiziellen Standards, vom Leistungsprinzip bis zum Fortschrittsglauben, ein zweites Mal auf – wird dann als demokratisches gepriesen. Demokratie aber wäre herrschaftsfreie Diskussion über Zweck und Mittel gesellschaftlicher Praxis. Sie ist nicht real, solange der höchste Widerspruch des Kapitalismus nicht aufgelöst wird: der Konflikt zwischen dem steigenden Bedürfnis nach Rationalität, Planung und Kontrolle, und der fortwährenden Abwesenheit jedes Systems sozialer Koordination, das den Prinzipien der kapitalistischen Sozialordnung nicht zuwiderlaufen würde. Dieser Widerspruch schafft ein zweifaches Ungleichgewicht. Ein moralisches, indem die Bedürfnisse der Massen unter der alles durchdringenden, selbstvergessenen Produktion verschwinden oder nur noch verzerrt erscheinen, und ein strukturelles, infolge der Disproportion im Output der zwei Haupt-Produktionsbereiche Konsumgüter und Kapitalgüter. Die Produktion von Wissenschaft nähert sich tendenziell der Produktion von Kapitalgütern an. Das beweist der als Prognose im empirisch-analytischen Wissen enthaltene Zwang zu technischer Verwertbarkeit. Diese ist Verifikation oder Falsifikation von Theorien, eine nach rückwärts gewandte immanente Selbstkontrolle der Wissenschaft und nicht Ergebnis von Zweck-

Mittel-Relationen aufgrund von aussen definierter (gesellschaftlicher) Bedürfnisse.

Die als technische Gegenstände erscheinende, Praxis gewordene Wissenschaft, steht dem Wissenschaftler entfremdet gegenüber, wie das Produkt seiner Arbeit dem Fabrikarbeiter. Wissenschaft als Produkt wird zur Ware. »Das Geheimnisvolle der Warenform besteht (...) darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtheit als ein ausser ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.« (Marx, Kapitel I, MEW Bd. 23, Berlin 1966, S. 86.) Solange sich Wissenschaftler hartnäckig weigern, den Sinn der Verwertung ihrer Arbeit wissenschaftlich mitzudiskutieren – und solange sie dazu auch nicht sich erziehen – solange wird die Entfremdung von ihren eigenen Produkten nicht aufgehoben. Ausgedrückt wird sie heute etwa durchs Lamento über den Waffenskandal, die mit Achselzuckern hingegenommene Tatsache struktureller Arbeitslosigkeit durch die Automation oder als Resignation über den »Missbrauch« wissenschaftlicher Tätigkeit.

Haltestelle und Lebensbahn

Bei Gegnern der studentischen Emanzipationsbewegung ist das Argument beliebt, die transitorische Form des Studiums erlaube es dem Studenten

Weisst Du, dass Dich der Druck von 220 Exemplaren Deiner 100seitigen

Dissertation

nur ca. Fr. 650,- kostet!

Als Spezialfirma auf diesem Gebiet liefern wir schnell saubere Arbeit!

Auskunft und Beratung:

Foto-Druck
aku Agentur ZÜRICH

B. Krummenacher
c/o Techn. Chem. Institut ETH
Universitätsstrasse 6, Zürich

Ihr Brillenspezialist mit grösster Auswahl



Welcho-Optik
Welchogasse 4
8050 Zürich
Telefon 051/464044

gewährt Studenten

20% Rabatt
auf Brillen und

Sonnenbrillen

10% Rabatt

auf Feldstecher,
Fernrohre, Höhenmesser
Lupen und Kompass
Mikroskope nach
Vereinbarung

Das Philosophische Seminar Bern

Ein Modell

Meist wird von den Gegnern einer tiefgreifenden Hochschulreform argumentiert, die studentischen Vorstellungen von wissenschaftlicher Arbeit, die über ihre Ziele, Organisation und Kontrolle auf demokratische Weise selbst befindet, seien aus wissenschaftlichen und gar menschlichen Gründen nicht realisierbar.

Das Gegenteil beweisen auch in der Schweiz einige wenige Institute, deren Umstrukturierung teilweise bereits ermöglicht hat, Wissenschaft herrschaftsfrei auszubilden.

Als Beispiel herausgegriffen sei das philosophische Seminar der Universität Bern. Wir publizieren im folgenden dessen Satzung und Studienaufbau.

1. Einführungskurs

Der Besuch eines Einführungskurses sollte mit dem Studienbeginn zusammenfallen. Der Einführungskurs gibt Auskunft über Bibliothek und Bibliothekordnung; personelle und materielle Organisation des Seminars; Studienberatung; akademische Abschlüsse und Berufsmöglichkeiten. Er vermittelt eine Einführung in die Handbücher, Hinweise auf die Anfangslektüre; eine Förderung des Ziels des Philosophiestudiums; Angaben und Methodik des wissenschaftlichen Arbeitens, zum Sinn und Zweck der Lehrveranstaltungen.

2. Vorschläge zum Studiengang

Als Lehrveranstaltungen werden geboten: Vorlesungen, Proseminare, Se-

minare, Oberseminare, Kolloquien. Diesen Lehrveranstaltungen werden nach Möglichkeit Tutorenkurse zugeordnet. Es wird darüber hinaus empfohlen, informelle Arbeitsgruppen zu bilden.

Der Besuch von Seminarübungen ist obligatorisch. Der Besuch von Vorlesungen, vor allem aber auch von Tutorenkursen wird sehr empfohlen (also fakultativ, VSS).

Das Studium der Philosophie ist ohne eingehende Auseinandersetzung mit primären Texten nicht sinnvoll. Der Gebrauch von Sekundärliteratur kann das eigene Verständnis der Quellen ergänzen, nie aber deren gründliches Studium ersetzen. Um die Auswahl der Lektüre zu erleichtern, liegt im Assistentenzimmer eine Bücherliste auf.

3. Anforderungen betreffend Kurse, Arbeiten, Zwischenprüfungen

Prüfung	PS	PS-Arbeit	S	S-Arbeit	OS	Arbeit	Koll.
Hauptfach							
Doktorat	2	1	2	1	2	Diss.	Anz. frei
Lizentiat	2	1	2	1	-	Dipl.-Arb.	-
Staatsexamen	2	1	3	1	1	Haus-Arb.	Anz. frei
Nebenfach							
Doktorat	2	1	2	1	-	-	-
Lizentiat	2	1	1	1	-	-	-
Staatsexamen	2	1	3	1	-	-	-

(Legende: PS: Proseminar / S: Seminar / OS: Oberseminar)

Bemerkungen:

- a) **Proseminararbeit:** Es kann sich um ein Protokoll, ein Referat oder um eine kleinere Arbeit handeln. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass keine schriftliche Arbeit die aktive Teilnahme an der Diskussion ersetzen kann.
- b) **Seminararbeit:** Seminarvortrag oder Hausarbeit.
- c) **Zwischenprüfungen:** Es werden keine obligatorischen Zwischenprüfungen durchgeführt. Es können Qualifizierungen (schriftliche Hausarbeit oder Vorprüfung, nach Wunsch in Form ei-

nes Kolloquiums oder »unter vier Augen«) erworben werden, die zu becheinigen sind. Sie liegen als Erfahrungsnoten der Schlussprüfung zugrunde.

Anm. d. VSS: Dieser Punkt ist wohl der bedeutendste, vorwiegend, er doch in Ansätzen bereits das Prinzip der Selbstkontrolle des Studierenden: Es ist dem Dozenten nicht gestattet, bei diesen fakultativen Leistungscontrollen, negative Wertungen auszusprechen. Entweder er qualifiziert als sehr gut, gut, oder genügend; andernfalls verzichtet er auf ein Urteil.

4. Satzungen des philosophischen Seminars

§ 1 Allgemeines
Das Phil. Seminar ist eine Einrichtung der Universität Bern.

§ 2 Mitglieder
Mitglieder des Seminars sind: 1. Dozenten und Assistenten am Seminar, 2. jeder immatrikulierte Studierende der Philosophie.

§ 3 Organe
Organe des Phil. Seminars sind: 1. die Vollversammlung (VV), 2. die Seminarerkonferenz (SK), 3. der geschäftsführende Direktor.

§ 4 Die Vollversammlung
1. Die VV ist die Versammlung aller Mitglieder des Phil. Seminars gemäss § 2.

2. Die VV wird zu Anfang und Ende jeden Semesters zu einer ordentlichen Sitzung einberufen. Ausserordentliche Sitzungen finden statt: a. auf Antrag mindestens 10% aller Mitglieder des Phil. Seminars, b. auf Antrag von mindestens 2% der Mitglieder der SK.

3. Jede rechtmässig (vgl. Geschäftsordnung) einberufene VV ist beschlussfähig. Sie entscheidet mit einfacher Mehrheit.

4. Die Beschlüsse der VV sind für die SK bindend, sofern diese sie nicht ein-

stimmig zur Wiedererwägung an die VV zurückweist.

5. Aufgaben der VV: a. Die VV wählt die studentischen Mitglieder der SK für ein Jahr. Abwesende sind nicht wählbar. Die studentischen Mitglieder können auf jeder rechtmässig einberufenen VV abgewählt werden. b. In der Vollversammlung werden die Themen der künftigen Vorlesungen und Seminararbeiten zwischen Dozenten, Assistenten und Studenten abgesprochen. Das Prinzip

Bewegung in der juristischen Studentenschaft

Ein Basisdokument der Gruppe kritischer Jus-Studenten (KJS)

Wie die Jus-Studenten ihre Vertreter im GSIR wählen

Erstmal boten sich Alternativen an, nicht nur Varianten. Die Vernunft war geteilt, nur gebrauchten wir Ihren Namen nicht. Als die Vernunft ungeteilt war, wählten etwa 10%; jetzt waren es doppelt so viele. Von diesen stimmte 2/3 zumindest teilweise für unsere Kandidaten, 1/3 für unsere Politik. 2 Drittel lag nichts an einer Auseinandersetzung mit uns; sie setzten Redebeschränkung für die Kandidaten und schliesslich Abbruch der Diskussion durch: Nachdem die erwartete Sensation ausblieb, erübrigte sich für die Mehrheit jegliche Debatte. Geregelt Akklamation - Personen- und Parolenwahl - trat vorzeitig an die Stelle rationaler Auseinandersetzung.

Paragraf und Bewusstsein

Das klassierende Denken - vor allem dieses wird in der Jurisprudenz geschult - schafft kategoriale Begriffe, welche es durch Beweis und Subsumtion an seinen Gegenstand heranträgt; es verwendet den Widerspruch nur antinomisch. Das dialektische Denken hebt die Kategorien auf, indem es das

der Lehrfreiheit bleibt auf jeden Fall gewahrt, schon deshalb, um die Lernfreiheit nicht zu beeinträchtigen.

§ 5 Die Seminarerkonferenz

1. Mitglieder der Seminarerkonferenz sind: a. sämtliche Mitglieder der Gruppe 1 gemäss § 2, b. die gleiche Anzahl von Studierenden, c. Angestellte. Die unter a. aufgeführten Mitglieder sind in bezug auf die gegenwärtige Situation am Seminar bestimmt.

2. Die Ordinarien vertreten in der Fakultät die Mitglieder des Phil. Seminars, die studentischen Mitglieder der Seminarerkonferenz übernehmen die Vertretung in den studentischen Gremien der Universität.

3. Die SK tagt mindestens zweimal im Semester. Mindestens 25% der Mitglieder der SK können zusätzliche Sitzungen einberufen. Es wird mit 2/3 Mehrheit entschieden.

4. Aufgaben der SK: a. Beratung und Entscheidung über alle seminarinternen Angelegenheiten, insbesondere über die Haushaltsmittel und über Fragen der Organisation des Seminars und der Bibliothek. - b. Wahl eines Ordinarius zum geschäftsführenden Direktor. - c. Einberufung der ordentlichen VV und Ausarbeitung der Taktandenliste (vgl. Geschäftsordnung). - d. Jeder Studierende der Philosophie hat die Möglichkeit, sich mit Vorschlägen und Anträgen an die SK und ihre Mitglieder zu wenden.

§ 6 Übergangsbestimmungen

1. Diese Satzung tritt in Kraft, wenn die zur Verabschiedung einberufene VV sich mit 0-Mehrheit zugestimmt hat.

2. Im Rahmen des geltenden Universitätsgesetzes kann sie nur als vorläufige Seminarordnung Anwendung finden.

3. Nach Ablauf eines Jahres gerechnet vom Inkrafttreten dieser Satzung als vorläufiger Seminarordnung wird sie auf Grund der bis dahin gemachten Erfahrungen neu beraten und gegebenenfalls mit 2/3-Mehrheit geändert.

§ 7 Eine ganze oder teilweise Änderung
kann jederzeit nach ordnungsgemässen Erscheinen auf der Traktandenliste in einer VV mit 2/3-Mehrheit beschlossen werden.

Zusammenfassung (VSS):

Die Vollversammlung ist das wichtigste Organ des Institutes. Professoren und Assistenten haben neben allen anwesenden Studenten mit je einer Stimme Einsitz. Die Vollversammlung entscheidet insbesondere über alle Fragen des Studieninhalts. Ihre Beschlüsse sind für die Seminarerkonferenz praktisch bindend.

Vorläufig ausgeklammert sind in diesen Satzungen die Probleme der Dozentenwahl und der Beurteilung von Seminararbeiten der Abschlussprüfungen. Nicht explizit formuliert ist die Möglichkeit der Anerkennung von Gruppenarbeiten.

Als Unterlage für die weitere Diskussion um Institutisreformen kann mit Vorteil dienen: Hannes Heer, Institutisreform (Modelle studentischer Mitbestimmung). Ed.: Verband Deutscher Studentenschaften (vds), Köln 1969.

des kleineren Uebels (z. B. Verbandswesen) oder wünschbarer Gegebenheiten (z. B. Konjunktur) dar, um entsprechend zu beschwören (Ermahnung zur Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten), sondern es versucht aus dem immanenten Widerspruch seiner Kritik an der bedingenden Herrschaftsstruktur abzuleiten. Es beschwört oder verurteilt nicht die Wirklichkeit, sondern es versucht ihre öffentliche Rechtfertigung zu widerlegen und sie als partikuläres Interesse aufzudecken.

Daraus folgt, dass es für uns in der gegenwärtigen Phase sinnlos wäre, mit ungenügendem Interesse ein paragrafisiertes Hochschul- oder Fakultätsmodell auszuarbeiten und darin das Gemeinsame zu fernern, sondern dass es jetzt darum geht, das partikuläre Interesse der Studenten zu formieren, indem diese, sich solidarisch, ihre objektiv vorgegebene klassenähnliche Interessengemeinschaft konkret erkennen.

Wollt Ihr die Mitbestimmung?

Mitbestimmung ist ein allgemeines Postulat, das ja immer (und nicht von Fall zu Fall) aktualisiert werden muss. Drittelparität dagegen ist ein Fetisch, der die postulatorische Sprengkraft der Mitbestimmung in einer Spezifikation aufhebt, und zwar in doppeltem Sinne: Zugleich vermöchte sie Mitbestimmung zu verwirklichen ebenso wie sie auch als unmöglich scheinen zu lassen, indem die Mitbestimmung, drittelparitätlich geregelt, auf ihr inadäquate Bereiche festgenagelt wird. (Gefährdung von Forschungsprojekten etc.).

Solange keine für die gesamte juristische Studentenschaft verbindliche Aktionsbasis besteht, bleibt uns nur, einzelnen Dozenten in eigener Kompetenz, in Umgehung des formell dafür zuständigen FGA, einzelne Konzessionen abzurufen und diesen informellen Kontakten gegebenenfalls durch direkte Aktionen Nachdruck zu verleihen. Das Handicap, dass die Protagonisten den psychischen Rückhalt in der Studentenschaft vermissen, müssen diese vorderhand alleine ertragen. Formelle Kontakte zur Fakultät als Körperschaft wären nicht nur sinnlos, - denn diese wird von ihrer Rechtsposition niemals ohne den Druck eines formierten Interessengegners abweichen -, sondern es fehlte ihnen auch jegliche materielle Kompetenz, solange der studentische Willensbildungsprozess nicht über das Stadium der »unverbindlichen« Ansicht oder des bloss persönlichen Unbehagens hinausgekommen ist. Wenn einmal das pluralistische Interessenspiel überhaupt erst hergestellt ist, wenn also die Mehrheit derjenigen Studenten wasgestorben ist, die jene Interessen, von denen sie bisher fast lückenlos abhängig waren, bereits zu ihren eigenen verinnerlicht haben, können konkrete Forderungen nicht nur anhängig sondern aktiv geltend gemacht werden. Die Phase des Experiments, das es ipso stets präjuristisch bleibt, das aber angesichts des Nichts an substantiellen studentischen Rechten notwendig erscheint, ginge dann - unter den günstigsten Umständen - auf Grund der gewonnenen kollektiven Erfahrung mit demselben Sachzwang, welcher jetzt der radikalen studentischen Minderheit entgegengehalten wird, in die Phase juristisch artikulierter Auseinandersetzung über. Vorher wäre die Studentenschaft auch subjektiv unfähig, ihr allenfalls von oben herab garantierte Mitbestimmungsrechte sinnvoll wahrzunehmen. Das sogenannte vernünftige Gespräch zwischen der Dozentenschaft und einzelnen formell legitimierten Mandataren erscheint deshalb unvermeidlich.

Das Gespräch zwischen einzelnen Studenten und Dozenten täuscht immer wieder darüber hinweg, dass Mitbestimmung eine grundlegende Aenderung der bestehenden Machtverhältnisse mit sich bringt, und nicht bloss eine intellektuelle Durchspielung funktionsgerechter Varianten ist. Auch der reform- und experimentierfreudige Dozent kann nicht über die Rechtsposition der Universitätskörperschaften, denen er angehört, springen.

Träger einer radikalen Reformidee

Bis jetzt versuchten an unserer Hochschule kleine Gruppen fast immer vergeblich, für ihre durchdachten Reformmodelle eine breitere und aktivere Basis zu erlangen. Ihr Misserfolg gründete sich primär darauf, dass es sich um inter-fakultäre Gruppen, die zu wenig unter den vorgegebenen Möglichkeiten der verschiedenen Fakultäten differenzierten, handelte, und als Folge davon, dass sie unfähig sind, die Studenten anhand der unmittelbar erfahrenen Unzulänglichkeiten des derzeitigen Studienbetriebes zu mobilisieren. Hier muss die Arbeit einer Basisgruppe auf Fakultätssebene einsetzen.

Akzente

Für den Seminarleiter des Deutschen Seminars an der Zürichbergstrasse 8 ist die Welt seit zwei Semestern nicht mehr in Ordnung. Laut »Protokoll der Seminarerkonferenz vom 25. 4. 69« prägte Professor Sonderegger, Ordinarius für germanische Philologie, unter anderem die folgenden bemerkenswerten Sätze:

»Es ist... festzustellen, dass seit dem Wintersemester 68/69 eine Agitation gegen die Zürcher Germanistik betrieben wird (Artikel im »zs« und anderen Zeitungen, Wandzeitungen, in der tripartiten Kommission der Phil.-I. Fakultät). So gibt es auf der einen Seite eine überwiegende Zahl Studenten, die sich an der wissenschaftlichen Arbeit des Deutschen Seminars beteiligen und auf der andern Seite eine kleine Minderheit von Studenten, die oft kaum einen wissenschaftlichen Beitrag geliefert haben, dafür aber ein verdecktes Agitations-spiel betreiben. Die wissenschaftlichen Aufgaben des Deutschen Seminars können nicht parlamentarisch gelöst werden. Ein Parlament mit derart weitgehenden Befugnissen, wie es der Entwurf vorsieht (gemeint ist ein Satzungsentwurf des Germanistenvorstands, G.H.), könnte die Weltgeltung der Zürcher Germanistik gefährden, müsste doch damit gerechnet werden, dass solche Agitatoren in dieses Gremium gewählt werden könnten.«

Zwar hat Professor Sonderegger seine Ausführungen als persönliche Stellungnahme bezeichnet. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass der Inhalt dieser Zeilen hinlängliche Auskünfte über den Seminarleiter Sonderegger gibt und bei näherem Zusehen erkennen lässt, welch unheiliger Eifer hier am Werk ist. Zudem kommt beispielsweise meine Behauptung, Max Frisch sei ein Dichter des 18. Jahrhunderts, der Wahrheit um keinen Schritt näher, wenn ich sie als meine persönliche Meinung aussebe...

Der Privatmann und Major Sonderegger lebt klare Fronten: Auf der einen Seite gibt es die Zürcher Germanistik mit ihrer Weltgeltung, zu der erfreulicherweise sogar wissenschaftlich tätige Studenten gezählt werden, auf der andern die Agitatoren, die von Wissenschaft keinen Dunst haben, dafür aber ihr verdecktes Agitations-spiel betreiben. Weshalb eigentlich »verdeckt«? Spärlische Hinweise, die über das souveräne Pauschalurteil hinausgehen, gab der Seminarleiter selbst: Agitiert wurde im »zürcher student«, auf Wandzeitungen und an der tripartiten Studienreformkommission der Philosophischen Fakultät.

Was es mit der von Professor Sonderegger so bescheiden bemühten »Weltgeltung der Zürcher Germanistik« auf sich hat, zeigt sein Erscheinen auf der »zs«. Im November 1968 erschienen zwei Artikel über die Germanistik als »Wissenschaft der Herrschenden. Ob man mit jener Kritik einigging oder nicht - ein Angriff auf die »Zürcher Germanistik« war sie nur in dem Mass, als sie auch Angriff auf die Bonner, die Berliner und jede andere Hochschulgermanistik war. Im Vorspann allerdings war ein Zürcher Ordinarius wegen seiner einseitigen Berichterstattung über den Berliner Germanistenkongress namentlich aufs Korn genommen worden. Sein Name: Professor St. Sonderegger. Wie sagte einst jener französische Ludwig? L'état - c'est moi!

Auf Grund welcher Informationen Herr Sonderegger annimmt, dass in der Studienreformkommission gegen die Zürcher Germanistik agitiert wurde, ist mir schleierhaft. Als ehemaliger Angehöriger dieser Kommission erlaube ich mir, bis zum gegenteiligen Beweis seiens des Seminarleiters diese Behauptung als eine bössartige Verleumdung zu bezeichnen.

Natürlich fehlt in Sondereggers Ausführungen auch jeder Hinweis darauf, was er unter Agitation im einzelnen eigentlich versteht. Eine genauere Betrachtung der zitierten Ausführungen verhilft uns zu einer praktikablen Definition: Pauschale negative Werturteile ohne einen Schimmer von rationaler Argumentation und ohne konkrete Erwähnung von Personen und Tatbeständen. Das erlaubt uns, wenigstens einen Agitator gegen die »Weltgeltung der Zürcher Germanistik« beim Namen zu nennen: Professor Dr. Stefan Sonderegger.

Gottlieb Höpli



Heute werden in den USA Studenten suspendiert, blutig geschlagen und ins Gefängnis geworfen, weil sie das Dienstverhältnis der Universität zur Macht brechen wollen. Den Hintergrund dieser Szenerie zu erhellen, machen sich je ein Artikel in dieser und in der nächsten Nummer zur Aufgabe. Dieser hier ist den »Foundations« gewidmet: Die Herausbildung der modernen amerikanischen Universität ist nicht etwa ein Resultat des suchenden Geistes ihrer Elfenbeinturm-Bewohner, sondern der allgegenwärtigen Wohltätigkeit der Stiftungen unter der Kontrolle des Kapitals

Für ein paar Dollars mehr...

Vor dem Bürgerkrieg (1861-65) waren Stiftungen noch beschränkt, und das Gönnerum hatte durchaus aristokratischen Charakter. Abbot Lawrence's (Besitzer des grössten amerikanischen Handelshauses seiner Zeit) 50 000 Dollar für Harvard waren damals einmalig. Colleges waren noch klein und bescheiden und erfüllten ihren Zweck als Abschlusschulen und theologische Seminarien. Noch vor Ende des Jahrhunderts jedoch liess das Auftreten der Barone und Raubritter des neuen industriellen Zeitalters das bisherige Erziehungs- und Ausbildungswesen als erbärmlich erscheinen. Die Rockefeller's und Stanfords finanzierten ganze Institutionen und investierten Millionen von Dollars. Aber auch Industrielle aller Art drängten auf den Campus, um technologische Institute zu finanzieren – auf dass ihr Name geehrt werde und erhalten bleibe.

Sollte je ein Undankbarer es wagen, die Harmonie zwischen Wissen und In-

dustrie zu trüben, war die Strafe nicht weit. Natürlich gab kein College zu, dass es den freien Forschergeist verbiete. Professoren wurden nicht etwa wegen ihrer Ansichten entlassen, sondern wegen »mangelnden Professionalismus« und »Parteilichkeit«, so wenigstens formulierte es die Administration (den Status quo zu rechtfertigen galt natürlich als wissenschaftliche Neutralität und Objektivität).

Wo gangbar, ist natürlich das Zuckerbrot wirksamer als die Peitsche. So wie der Erfolg des industriellen Systems immer enger mit der Erziehung verknüpft war, wurden auch die Annehmlichkeiten, welche die Mächtigen anzubieten hatten, zu einem immer wirksameren Kontrollinstrument. Arrivieren, Prestige, erweiterte Forschungsmöglichkeiten, Eintritt in die High Society und später in die Regierungskreise war verantwortungsbewusst – und erhabener – Exempeln des akademischen Berufsstandes vorbehalten.

Kriegsproduktion ins Geschäft kamen und heute die Hewlett-Packard Company, einen Milliarden-Giganten der Rüstungsindustrie in der Hand haben – dürfen wohl das beste Beispiel für das nahelose Interessengewebe an dieser Stätte der Lehre und Forschung abgeben.

Sowohl Hewlett wie Packard sind im Stiftungsrat von Stanford und vom SRI, und beide sind Verwaltungsräte in mehreren grossen Firmen des Standard Industrial Park (»Profit ist der zahlenmässige Ausdruck unseres Beitrages an die Gesellschaft« – David Packard). Eine beträchtliche Anzahl Gesellschaften auf diesem Areal sind direkte »spin-offs« von Forschungsergebnissen der

chemischen, elektrotechnischen und physikalischen Universitäts-Laboratorien. Packard (Aktienbesitz: 300 Mio. Dollar) wurde kürzlich zum Stellvertretenden Verteidigungsminister ernannt. Hewlett ist Mitglied des President's Science Advisory Committee. Ihre führenden Positionen im Unterrichtswesen, in der Industrie und im Rüstungsgeschäft sind keine Einzelfälle. Ebenfalls Verwaltungsrat des SRI, ehemaliger Corporation, der auch im Stiftungsrat der Ford Foundation sitzt. Die gleichen Positionen bei Ford und Stanford hat auch die Shell Oil Corp. inne, die in den Aufsichtsgremien beider Institutionen vertreten ist.

Der Schatzmeister der Political Science Association, Kampelman, war, wie sich noch herausstellen sollte, Vizepräsident des selben Unternehmens. Als 1967 eine Gruppe von Polit-Wissenschaftlern eine Petition zirkulieren liess, die den Rücktritt von Kirkpatrick und Kampelman forderte, war eine Untersuchung offensichtlich angebracht. Dahl beauftragte hierzu vier ehemalige Präsidenten der Gesellschaft. Diese hervorragenden Vertreter ihres Fachs kamen zum Schluss, dass »die Gesellschaft keine Mittel direkt (sic) von irgendeinem Nachrichtenendienst erhalten, noch irgendwelche Aufträge für einen solchen Dienst ausgeführt hat«. Die Annahme, dass der einzige ins Gewicht fallende Einfluss, den die CIA durch den Exekutivdirektor ausüben könne, in der Zuleitung zweifelhafter finanzieller Mittel oder gar im Gebrauch der Organisation als Spionagenetz bestehe, zeugt von einer erstaunlich simplen Meinung über den Charakter von Macht.

Das Studium der Macht und der Unglauben, was ihre undemokratische und düstere Konzentration in der amerikanischen Gesellschaft betrifft, gehört zu den Wesensmerkmalen der Pluralisten, dem ideologisch bedeutsamsten Zweig der behavioristischen Schule, dem solch prominente Persönlichkeiten wie Peter Odegard, V. O. Key, S. M. Lipset, David Truman, Gabriel Almond und Dahl angehören. Diese Männer haben alle Mittel ihrer Wissenschaft aufgeboten, um zu zeigen, dass Amerika eine funktionierende Demokratie ist, in der keine zusammenhängende soziale Gruppe (und insbesondere keine soziale Klasse) eine dominierende Machtposition innehat. In einem Land, in dem 6% der Bevölkerung 50% des Reichturns besitzen, wo eine Oberklasse von 2% in jeder bedeutenden, Macht ausübenden Institution die Mehrheit hat, sind diese trügerischen Bilder der Pluralisten von der amerikanischen Welt ganz offensichtlich Gold wert.

Nicht so dagegen die Ansichten des Hauptgegners der Pluralisten, C. Wright Mills, dessen Studie über die Macht-Elite einer ganzen Generation die Grundlagen zum Verständnis der Gesellschaft gegeben hat, während er selbst sich plötzlich einem feindselig akademischen Establishment gegenüber. (Während Dahl nach seiner pluralistischen Studie über New Haven ein 70 000-Dollar-Darlehen der Rockefeller Foundation entgegennehmen konnte, wurden Mills nach der Veröffentlichung von »The Power Elite« seitens der Stiftungen alle Forschungsgelder abrupt gestrichen.)

(I. Die »Big Foundations« betreten die Szene)

»Verfolgt man die Beziehung zwischen den höheren Bildungsanstalten und den wichtigsten Foundations während der kritischen Zeit der ersten beiden Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, so fragt man sich, ob die Behauptung, die Foundations hätten damals in Amerika jene Funktionen ausgeübt, welche in anderen Ländern das Erziehungsministerium übernimmt, zu weit geht.«

Der hier Zitierte – ein früherer Abteilungsleiter der Rockefeller Foundation – brauchte nicht so bescheiden zu sein. Die Rockefeller oder Carnegie Foundations zum Beispiel hatten zusammen ein Jahreseinkommen, das – wie aus einem Regierungsbericht von 1915 hervorgeht – mindestens doppelt so hoch war wie die Geldmittel, die der Bundesregierung auf dem sozialen Sektor und im Erziehungswesen zur Verfügung standen. Die Foundation-Millionen, in Tat und Wahrheit steuerpflichtiger Profit, den eigentlich ein richtiges Erziehungsministerium zugunsten der Gesellschaft verwalten müsste, kamen von den wohlthätigen Trusts in Form von »Geschenken«. Die Rockefeller Foundation erklärt sich etwa bereit, in

ein gewisses Projekt 10 Millionen Dollar zu investieren. Gleichzeitig wird aber stipuliert, dass der Begünstigte selbst oder durch Dritte noch den dreifachen Betrag aufbringen muss, um diese Summe zu erhalten. Diese Art der Vergabung nennt man »matching«: sie erlaubt es der Rockefeller Foundation, die Bedingungen zu stellen und erst noch die Wirkung ihres Einsatzes zu vervielfachen.

Das Potential der Beeinflussung seitens der Stiftungen wird dadurch verstärkt, dass sie als Geldquellen permanenten Charakter haben und darum ihrer Wohlwollen laufend gehegt werden muss. Während ein Cornelius Vanderbilt stirbt und seine Millionen einem Playboy-Erben hinterlassen mag, der an der Ausbildung zukünftiger Eliten nicht interessiert ist, werden die Stiftungen morgen genauso zur Stelle sein wie heute, geleitet von aktiven Managern der Geschäftswelt, die genau wissen, welchen Stellenwert das Erziehungsestablishment für die Erhaltung und Erweiterung ihres Reichtum fördernden Systems hat.

(IV. Die Verantwortung der politischen Wissenschaften)

Obwohl es ein nicht anfechtbares gesellschaftliches Faktum ist, dass der Reichtum das Meer darstellt, in dem die akademischen Fische schwimmen müssen, wäre kein standesbewusster Professor bereit, zu den vollen Implikationen dieser Tatsache zu stehen. So ist es möglich, dass Robert Dahl, ehemaliger Präsident der American Political Science Association und einer der prominentesten Nutznießer der Unterstützung durch die Stiftungen, zwar zugibt, dass die Foundations »mit Hilfe ihres enormen finanziellen Engagements bei der unvermeidlichen Wahl zwischen konkurrierenden Projekten einen beträchtlichen Einfluss auf die wissenschaftliche Gemeinschaft ausübten. Andererseits beharrt er aber darauf, dass die Interaktion zwischen den Foundations und den gegenwärtigen Trends in der Forschung zu komplex für leichtfertige Verallgemeinerungen sei.

Ein spektakuläres Beispiel dafür, wie das Bündnis von Geist und Geld eine unschlagbare Kombination auf dem akademischen Markt abgeben kann, stellt der Aufstieg des Behaviorismus und seines Ablers, der pluralistischen Ideologie, in den Sozialwissenschaften dar. Zunächst ein lokales akademisches Phänomen, erreichte er bald mit Hilfe von Stiftungs-Kapitalen einen ungefochtenen nationalen Vorrang. Geistiger Initiator und Organisator der neuen »wertfreien«, statistisch-empirischen Richtung war Charles E. Merriam, und sein Institut an der University of Chicago wurde zum Treibhaus ihrer ersten Entwicklungsstadien.

1923 wurde das Social Science Research Council gegründet. Während der folgenden zehn Jahre erhielt dieser Ausschuss insgesamt 4,2 Millionen Dollar, von denen 3,9 Millionen von den Rockefellers stammten. Mit diesen Mitteln zu seiner Verfügung wurde der Ausschuss zum grössten einzelnen Geldgeber, bzw. zum Umschlagplatz für die Unterstützung der Sozialwissenschaften; und während der ganzen mageren dreissiger Jahre kam diese Unterstützung in erster Linie der behavioristischen Schule zugute.

Die Zeit war zweifellos reif für diese Ideen. Aber Dahl bemerkt zu Recht: »Hätten die Foundations dem Behaviorismus feindlich gegenüber gestanden, dann hätte er zweifellos eine äusserst rauhe Fahrt gehabt.« Wie vielen ähnlich zeitgemässen Ideen mag es am Kapital gefehlt haben, sich selbst und ihren Wert unter Beweis zu stellen?

Nach dem Krieg gewann die behavioristische Richtung schnell an Boden, als Rockefeller, Carnegie und die riesige neue Ford Foundation unmittelbar eingriffen und eine beispiellose Zahl von ehrgeizigen Untersuchungen finanzierten. Inzwischen war es offensichtlich geworden, dass sich der gemeinsame Aufwand gelohnt hatte. 1950 wurde der Behaviorist Peter Odegard zum Vorsitzenden der American Political Science Association gewählt und in den folgenden Jahren hatten mit wachsender Regelmässigkeit Behavioristen den Vorsitz.

Indem sie die Behavioristen unterstützten, hatten die Stiftungen nicht nur Personen unterstützt, die ihnen wohlgesinnt waren (schon die Art der Mittelverteilung garantiert dies), sondern gleichzeitig eine Linie, die ihren eigenen Interessen entschieden entgegenkam. Dass das Schwergewicht auf beobachtbarem Benehmen innerhalb des

gegebenen sozio-ökonomischen Rahmens gelegt wurde, war – gemeinsam mit einem wissenschaftlichen Vorurteil gegen theoretische Vorstöße, welche die Grundlagen des Status quo selbst in Frage stellen – denjenigen natürlich sehr willkommen, welche die Millionen zur Verfügung stellten (wie auch die Tatsache, dass die Informationen, die die Wissenschaftler über »Massen« sammelten, zu denen über »Eliten« in einem Verhältnis von etwa 10:1 standen, wie der Behaviorist Karl Deutsch angibt).

Darüber hinaus waren die in der Feldforschung gesammelten Informationen über das allgemeine Verhalten von Konsumenten, Wählern, Gewerkschaftlern und Mitgliedern von Organisationen überhaupt, ebenso wie die bei der Forschung selbst entwickelten Techniken unter dem Gesichtspunkt der Manipulation überaus wertvoll zur Handhabung von sozialen Systemen sowohl wie zur Gewinnmaximierung unter Beibehaltung des Status quo.

Die Nachfrage nach behavioristischen Studien war alsbald sehr lebhaft, von der Regierung wie von den Konzernleitungen, vom Militär und von der CIA. Tatsächlich hat das Interesse der CIA eine der bizarrsten und aufschlusreichsten Episoden zur Geschichte des Behaviorismus und seinem pluralistischen Abler beigetragen.

(V. Das Interesse der CIA)

Es ist dies der Fall von Evron Kirkpatrick, Exekutivdirektor der American Political Science Association seit 1954, seit dem Zweiten Weltkrieg im Nachrichtendienst tätig und, wie man erst 1967 feststellte, Präsident der von der CIA betriebenen Forschungsgesellschaft Operations and Policy Research Inc.

(VI. Die Kehrseite des Dollars)

Dieses Beispiel zeigt, was wahrscheinlich die schwerwiegendste Folge der führenden Rolle der Foundations in der Finanzierung der Universitätsforschung ist, nämlich der ungläubige Mangel an Informationen und systematischen Untersuchungen über die Personen und Organisationen, welche die amerikanische Wirtschaft beherrschen, an der Spitze der Einkommenspyramide stehen und die strategischen Machtstellungen in der Bundesregierung in der Hand halten. In der Bibliographie von »The Power Elite« zählt Mills acht Studien der amerikanischen Oberklasse auf, auf die er sich stützen konnte: nicht eine davon ist von einem Akademiker verfasst.

Wie tief ist der Abgrund akademischer Ignoranz, was die dominierenden Institutionen der amerikanischen politischen Ökonomie anbelangt? Ein Beispiel mag für viele stehen:

Dillon, Read and Company ist eine der bedeutendsten Uebersee-Investmentbanken und ein wichtiges Finanzierungsunternehmen auf dem Gebiet dieses politischen Rohstoffes par excellence: Erdöl. Es überrascht daher nicht, dass die Teilhaber von Dillon, Read, darunter James V. Forrestal und Douglas Dillon, in der Nachkriegszeit 18 ausserpolitische Schlüsselpositionen innehaben, darunter das Marine- und Verteidigungsministerium, den Vorsitz des Politischen Planungstabes im State Department sowie die Posten eines Assi-

(II. Andrew Carnegies grosse Geste)

Andrew Carnegie ging es zunächst sicher nicht darum, neue verbindliche Normen für Amerikas höhere Bildungsanstalten zu schaffen. Als er ein paar Millionen, die er dem Publikum mit verwässerten Aktien auf sein Stahl-Imperium gestohlen hatte, zugunsten der Hochschulprofessoren offerierte, wollte er dies einzig als grosszügige Geste verstanden wissen.

Kaum gab er bekannt, dass er durch seine Stiftung die Ruhegehälter aller Hochschullehrer des Landes bestreiten wolle, musste ihn der Präsident der Carnegie Foundation darauf aufmerksam machen, dass das Ausbildungswesen in Amerika sehr widersprüchlich sei. Es gab keine Kriterien zur Definition eines College oder einer Universität. Es gab Institute, wo die Diplomanten nur zu Nutzen und Frommen ihrer Eigentümer mahnten – was in einem Marktssystem unvermeidlich ist –, und es gab Colleges, die von Gemeinschaften meist religiöser Prägung finanziert wurden und auch auf deren Zwecke zugeschnitten waren: Chaos oder Freiheit... je nach dem, wie man die Sache ansieht. Carnegies Bevollmächtigte sahen sich die Sache an und entschieden, dass einige Kriterien (»sie wurden später unter dem Begriff »Carnegie units« bekannt) eingeführt werden müssten; letzten Endes wäre es nicht richtig, wenn einfach jeder Lehrer eine Pension beziehen könnte.

Kein Institut, das seine qualifizierten Lehrkräfte behalten wollte, konnte es

sich leisten, jenes Angebot auszuschlagen. Wie gross der Druck war, exemplifiziert eine Detailbestimmung, die festlegte, dass Colleges, die in den Genuss der Carnegie-Gelder gelangen wollten, ihre konfessionelle Bindung abzulegen hätten: unter anderen Colleges tigten auch Wesleyan, Drury, Drake und Brown die Denomination aus ihren Namen.

Die sich hier aufdrängende Schlussfolgerung hat schon 1915 die Walsh-Commission, welche die erste Regierungsuntersuchung über die Foundations durchführte, gezogen: »Es scheint klar, dass eine Institution, die, um den Vorstellungen einer Stiftung zu entsprechen, aus freien Stücken ihre konfessionelle Bindung aufgibt, noch viel eher Konzessionen auf dem Gebiet ihrer Lehre und Organisation machen wird.«

Formell gesehen, übten die Stiftungen überhaupt keinen Zwang aus, sondern leisteten Unterstützungshilfe. Sie förderten sogar die akademische Freiheit, indem sie die Position der Professoren festigten. Im Umstand, dass die Dinge nach aussen ganz anders aussahen, als sie tatsächlich waren, lag die Macht der Foundations. Wo man sich gegen fühlbare Kontrolle sicher gewehrt hätte, wurde diese heimliche, aber sicher nicht weniger wirksame und gefährliche Einflussnahme toleriert. Im Reiche des Geistes ist die Illusion von Freiheit oft stärker als die Freiheit selbst.

(III. Das Stanford-Multipack)

Eines der ältesten Zentren ausserhalb der aristokratischen Ostküste ist die Stanford University, in der Nähe von San Francisco. Rund um die Universität erstrecken sich die Anlagen des Stanford Research Institute (SRI) und des Stanford Industrial Park. Dieser Komplex steht in seiner Art zwar durchaus nicht allein da, bietet aber

doch den wohl aktuellsten Anschauungsunterricht über die neue Intimität, die sich zwischen Geld, Geist und Militär seit dem Zweiten Weltkrieg herausgebildet hat.

William Hewlett und David Packard – zwei ehemalige Stanford-Studenten, die vor dem Krieg in ihrer Garage ein Elektronik-Geschäft starteten, mit der

stant Secretary of State for Economic Affairs und des Finanzministers.

Die Interessen der Teilhaber von Dillon, Read wurden auf schicksalhafte Weise in die amerikanische Aussenpolitik verflochten. Wirtschaftlich war Dillon, Read tief in das Oel-Ringen im Nahen und Mittleren Osten verwickelt; politisch war sie durch die Person von James V. Forrestal, einer zentralen Figur der damaligen Aussenpolitik, an der Ausarbeitung der Truman-Doktrin und anderen Schlüsselstrategien des kalten Krieges beteiligt. Der Einfluss von Dillon, Read kam nach dem Ende der Truman-Aera nicht zum Erliegen. Douglas Dillon und Paul Nitze spielten eine wichtige Rolle in der Eisenhower- und Kennedy-Administration.

Kurz, Dillon, Read ist eine der wichtigsten Machtgruppen in Amerika, ein Objekt, von dem man annehmen würde, dass es einen gewissen Grad an Aufmerksamkeit von seinen derer verdient, welche sich anheischig machen, Erforscher der amerikanischen Gesellschaft und Regierung zu sein. Aber was die 50 000 amerikanischen Polit-Wissenschaftler, Soziologen, Ökonomen und Historiker anbelangt, könnte man annehmen, Dillon, Read existiere gar nicht. In der Bibliothek der University of California befinden sich 3 300 000 Bücher, darunter nicht eines über Dillon, Read. Der Social Sciences and

Köstlich bis zum letzten Tropfen



...natürlich – rassiges, schäumendes

Zürcher Bier

Für Nachschub sorgen

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG, ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG, ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.



ZUKUNFT MIT GEIGY

80 Berufe, 1000 Möglichkeiten – auch für Sie?

Neue Zürcher Zeitung

für Leute,
die mitreden
wollen

Sie sind Student und haben die Chance, später einmal in Führungspositionen zu kommen.

Sie werfen Ihren kritischen Blick auf die Welt, in der Sie leben, und bereiten sich darauf vor, von solchen Positionen aus die Zukunft mitzugestalten.

Dazu braucht es nicht nur Charakter und Fachkenntnisse, sondern auch Information über die Ereignisse und Probleme des Tages.

Die «NZZ» gilt – nach dem Urteil maßgebender ausländischer Kenner – als eine der besten Tageszeitungen überhaupt. Sie bietet – so wird gesagt – mit einer Fülle an Stoff ein Optimum an Sachlichkeit.

Was nicht heißt, daß wir keine eigene Meinung haben. Doch sind wir gerade darin liberal, daß wir der Meinung der anderen auch Raum geben.

Sie werden sicherer mitreden und mitbestimmen können, wenn Sie sich ein verbilligtes Studentenabonnement auf die «NZZ» schenken lassen oder aus Selbstverdienstem leisten. Sie erhalten zu relativ bescheidenem Preis ein Wissen ins Haus geliefert, das Bücherbände füllen könnte.

Wir geben Ihnen gerne die Möglichkeit, unser Blatt über längere Dauer kennenzulernen:

mit einer Gratislieferung während 14 Tagen oder mit einem bis zu 30% verbilligten Studentenabonnement:

für 3 Monate Fr. 15.50	(statt Fr. 17.25)
für 6 Monate Fr. 26.40	(statt Fr. 33.—)
für 1 Jahr Fr. 43.40	(statt Fr. 62.—)

Werbeabteilung
Neue Zürcher Zeitung
Hauptpostfach, 8021 Zürich

Hier abtrennen

Z.St.

Coupon

Ich bitte Sie um unverbindliche Gratislieferung der «Neuen Zürcher Zeitung» während 14 Tagen.

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die «NZZ»

für 3 Monate zu Fr. 15.50
für 6 Monate zu Fr. 26.40
für 1 Jahr zu Fr. 43.40

Nichtgewünschtes
bitte streichen

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

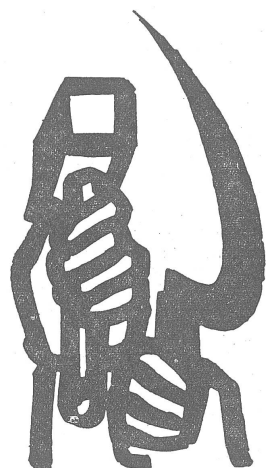
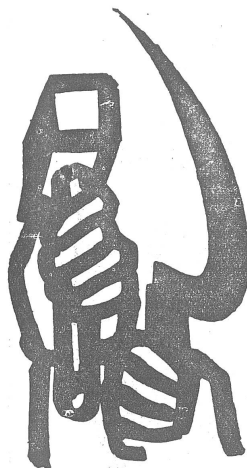
Ort/Postleitzahl: _____

Hochschule: _____

Coupon bitte einsenden an die Werbeabteilung der Neuen Zürcher Zeitung, Hauptpostfach, 8021 Zürich

Alain Krivine

ein Student als Präsidentschaftskandidat



Im ersten Wahlgang der französischen Präsidentschaftswahlen kandidierte zum ersten Mal ein Student: Alain Krivine. Eigentlich ging es ihm und seinen Genossen nicht um die Präsidentschaft, im Gegenteil. Wie das Referendum der ETH-Studenten, nur in viel konsequenterer Weise, wollte die Ligue communiste die bürgerliche Wahlkampagne ausnutzen, um Aufklärungsarbeit zu leisten. Alain Krivine wollte die Mairevolution am Fernsehen, am Radio und an unzähligen Veranstaltungen weiterführen. Die Zeitschrift »Rouge« erklärt den Sinn der Kandidatur Krivines so: »Vor einem Jahr, am 10. Mai 1968, war Alain Krivine in der vordersten Front auf den Barrikaden der Rue Gay-Lussac, wo die Avantgarde der Arbeiter sich mit den im Kampf stehenden Studenten zu verbinden begann. Die Machtprobe auf der Strasse zwang zum ersten Mal den »starken Staat« zurückzuweichen und löste den grössten Streik, den man je gesehen hatte, aus. Doch man weiss, warum die Streikbewegung kein Erfolg wurde: In erster Linie wegen der nicht vorhandenen revolutionären Partei und dem Versagen der traditionellen Arbeiterparteien. Die militanten Mitglieder

der Kommunistischen Liga fahren mit diesem Kampf fort. Auf allen Gebieten, auf der Strasse, in den Fabriken, garantieren sie mit dem Aufbau einer revolutionären Partei eine revolutionäre Bereitschaft, die in keinem Vergleich zu ihrer zahlenmässigen Stärke steht.

Heute dringen wir in ein neues Kampfgebiet ein, dort, wo die Bourgeoisie sich sicher glaubte: Wir machen ihr ihr Propagandamonopol streitig, wir lassen durch die Wellen der O. R. T. F. die Stimme des revolutionären Marxismus ertönen, wir werden unter den Augen ihrer Polizei an den offiziellen Plakatwänden unsere Plakate ankleben, Die Kampagne wird eine fröhliche Kampagne sein! Aber vergessen wir nicht: Wenn auch in anderer Form, es wird derselbe Kampf sein, der sich fortsetzt.

Wir nisten uns in den Rahmen der bürgerlichen Legalität ein, um ihn besser sprengen zu können. Wenn uns das Kampfterrain der Wahlen nicht vertraut ist, werden wir mit unsern eigenen Methoden kämpfen, mit denen des Klassenkampfes!

Eine Fernsehrede

Zum ersten Mal hat nun ein militanter Revolutionär die Möglichkeit, seine Ideen vor Ihnen darzulegen. Diese Möglichkeit ergab sich nicht anlässlich irgendeiner Wahlkampagne. Diese Möglichkeit ergab sich auch nicht wegen des guten Willens der regierungsergebene Propagandastelle, die die ORTF heute darstellt. Wenn ich mich heute vor Ihnen äussern kann, verdanke ich das der ausserordentlichen Arbeiterbewegung im Mai 1968, die von 10 Millionen Arbeitern getragen wurde.

Kürzlich erklärte uns Herr Marcellin, der Innenminister, dass die Macht in den Wahlurnen und nicht auf der Strasse zu finden ist. Tatsächlich, wenn man weiss, wie Herr Marcellin Innenminister geworden ist, wenn man weiss, dass der gaullistische Machtapparat auf den Staatstreik vom 13. Mai

ten Kameraden feiern werden, auch nicht eine Trauerfeier, was die Gesamtheit der offiziellen linken Parteien sich daraus zu machen bemüht. Für uns war der Mai 1968 eine gewaltige Hoffnung, und was wir während dieser Kampagne zu tun bemüht sind, was wir vor allem wollen, ist eine kämpferische Kampagne, ist zu erklären, was während jener Tage eigentlich geschehen ist, das heisst, die Lehren daraus zu ziehen und alle Mängel, auch jene der Malbewegung, zu zeigen, damit die Arbeiter und Studenten für die nächsten Kämpfe gewappnet sind – Kämpfe, die keine Wahlkämpfe sein werden, ja keine sein können.

Lehren daraus zu ziehen gibt es ausserordentlich viele. Man hat uns während Jahren weisgemacht, dass es die Arbeiterklasse nicht mehr gebe, dass die kapitalistische, die neokapitalistische Regierung alle ihre Widersprüche

form, um zwei oder drei Prozent Lohn-erhöhung zu kämpfen (was die Arbeitgeber ohnehin sofort offerieren), sondern dass es, um ihre wichtigsten Forderungen erfolgreich zu verteidigen, darum geht, die Gesellschaft von Grund auf zu verändern und die Produktionszentren selbst in die Hand zu nehmen. Es ist das, was mit den Fabrikbesetzungen begonnen hat, mit dem Inbetriebsetzen gewisser Teile der Fabriken durch die Arbeiter selbst, ohne die Vorgesetzten.

Eine Periode der eigentlichen Freiheit herrschte in Frankreich während dieses Monats, des Monats 1968. In dieser Zeit sagten wir uns, alles ist möglich. Und man hat uns behandelt und beschimpft wie »Linksextremisten« und »in Zorn geratene Weltverbesserer«. Doch wenn man sich die Situation genauer ansieht, wenn man alle Aufsätze, die jetzt über diesen Zeitabschnitt veröffentlicht werden, aufmerksam liest, wenn man die Panik sieht, die in den meist verlassenen Büros der Minister geherrscht hat, wenn man sieht, in welchem Zustand der Isolation sich diese grossartige Bourgeoisie befand, abgeschnitten von den Arbeitern, abgeschnitten von den Studenten, abgeschnitten von der Mittelschicht und den Kleinbauern, dann kann man verstehen, dass die Situation, wenn die Arbeiterparteien eine wirkliche Alternative angeboten hätten, eine sozialistische Alternative, die es erlaubt hätte, die Perspektive einer Arbeiterregierung zu eröffnen, und die den Arbeitern die Mittel zur Verfügung gestellt hätte, dieses Ziel zu erreichen, sich tatsächlich vollständig geändert hätte und wir heute, in dieser Wahlkampagne, nicht Reden halten müssten, um zu erfahren, ob wir einen Pompidou oder einen Poher an der Spitze des Staates nötiger haben.

Heute hat die Bourgeoisie, dank dem Fehlen jedes Klassenkampfes, ihr System provisorisch stabilisieren können. So konnte sie sich sogar den Luxus leisten, de Gaulle nach Colombey-les-Deux-Églises zu schicken. Es ist klar, dass de Gaulle es sich erlaubt hat, im Mai 1958 eine entscheidende Aenderung der Institutionen zu versprechen... Aber nach dem Mai 1968 ist die Instabilität des Regimes zutage getreten. De Gaulle hat einen grossen Teil seines

Prestiges verloren, und angesichts der neuen Kämpfe, möglich und voraussehbar, hat die Bourgeoisie verstanden, dass es nötig war, sich von de Gaulle zu trennen, um einer Regierung entgegenzusehen, die fähig ist, in den kommenden Monaten der Arbeiterklasse Widerstand zu leisten.

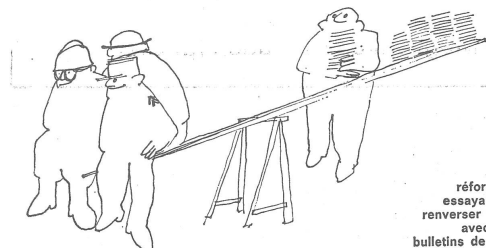
Zwei Kandidaten bieten sich uns an – Poher und Pompidou – jeder von ihnen mit einem völlig anderen Programm, wie Sie selber beurteilen können: Der eine ist für Bewegung in der Stabilität, der andere für Stabilität in den Bewegungen... Das ist die Demokratie, das die entscheidende Wahl, vor die man uns heute stellt. Und das ist möglich dank diesen Kandidaten – die Linke bietet überhaupt keine Alternative. Mehrere Kandidaten stellen sich zur Wahl, aber wir können ihnen alle folgende Frage stellen: »Wo waren Sie im Mai, als es sich nicht darum handelte zu wählen, als Klassenkampf und

sagen: »Es ist nötig, sich zu widersetzen, wir sind gegen die Sitten der IV. Republik.« Was es aber zu verstehen gilt, ist, wie es möglich war, dass es ein Jahr nach dem Mai 1968 zu einer solchen Situation gekommen ist. In der Tat, die Linke lebt von zwei Mythen, die sie lähmen: dem Glauben an jene vielversprechende Vereinigung der Linken, was uns betrifft, das sagen wir deutlich, wir sind gegen diese Vereinigung der Linken, denn dieser Begriff beinhaltet heute nichts mehr. Wenn links geographisch eine Stelle im Parlament bezeichnet, nämlich links vom Präsidenten des Parlaments, nun gut, dann ist das eine geographische Definition. Aber wenn es sich um ein politisches Programm handelt, dann können wir wohl die Frage aufzuwerfen wagen: »War Jules Moch, als er Innenminister war und die Grubenarbeiter niederschlagen liess, war er da mehr links als Marcellin? War Guy Mollet ein Mann der Linken, als er Fallschirmjäger nach Suez schickte? War Mitterrand ein Mann der Linken, als er von der Algérie française sprach?« Wir kennen das nicht, wir, eine linke Gruppe, wir kennen bloss eine Arbeiterklasse, wir kennen Organisationen, welche die Forderungen der Arbeiterklasse unterstützen, aber über das hinaus können wir nicht gehen. Die Einigung, welche zur Stunde für die radikale Veränderung der Gesellschaft nötig ist, ist die Vereinigung aller Arbeiter, die in der Folge eine Allianz der Arbeiterklasse mit der Mittelschicht erlauben wird, geeignet auf ein sozialistisches Programm. Wir weigern uns, was uns betrifft, dieses Spiel der linken Politiker, wer immer sie auch sind, mitzuspielen.

Der Mai 1968 hat in Frankreich eine neue Strömung des Kommunismus in Erscheinung treten lassen, eine Strömung, für die der Sozialismus etwas völlig anderes ist als die Karikatur, welche heute in der Sowjetunion zu finden ist. Für uns besteht der Sozialismus nicht aus Konzentrationslagern, für uns kann der Sozialismus nicht eine Regierung bedeuten, die wie in der Sowjetunion die intellektuellen ins Gefängnis wirft, die jede Arbeiterdemokratie verhindert und die nicht zögert, die, wie sie sagen, Legalität eines Bruderlandes wiederherzustellen, indem sie Besatzungstruppen dorthin schickt, wie die Sowjetunion dies in der Tschechoslowakei getan hat. Doch diesen neuen Kommunismus, diese Strömung der Avantgarde, gibt es nicht nur in Frankreich, es gibt sie zur Zeit in einer ganzen Reihe europäischer und südamerikanischer Länder und selbst in den USA. Dieser Sozialismus wird nicht von Breschnew und Kossygin verkörpert, sondern viel eher von Ernesto Che Guevara. Und wir glauben, dass der Mai 1968 den berühmten Satz von Che Guevara wieder aktuell gemacht hat: »Die Pflicht jedes Revolutionärs ist es, die Revolution zu machen.«

Wenn man sieht, wie 1936 Gelegenheiten verpasst wurden, in der Zeit von 1946 bis 1947 und neulich 1968, bemerken wir, und es ist heute klar, dass der Titel Kommunist sich nicht bloss mit einer Parteimitgliedschaft erkaufft. Der Kommunismus ist nicht mehr das Monopol einer Partei. Kommunist ist ein Titel, den man sich durch Teilnahme an den Aktionen der Arbeiterklasse verdient. Es ist ein Titel, den man im Klassenkampf gewinnt. Was uns betrifft, zielen wir während dieser Kampagne darauf ab, dem Kampf der zehn Millionen Rechnung zu tragen, den wir alle im Mai 1968 geführt haben, und die Mittel zu dessen Fortführung beizustellen.

(Aus »La gauche«, Uebersetzung jam)



1958 gegründet ist, dann können wir Herrn Marcellin ruhig fragen, ob er seine Macht wirklich in den Urnen gefunden hat, ob er seine Macht wirklich Wahlen verdankt oder ob er nicht im Gegenteil Gewalt gebraucht hat, um Innenminister zu werden.

Für uns hingegen ist es klar, dass die sozialistische Linke nicht das Ziel ins Auge fassen kann, mit Hilfe von Wahlen oder Abstimmungen die Macht zu ergreifen oder irgendwelche Lösungen vorzuschlagen. Alle Erfahrungen, die wir gemacht haben, sei es in Frankreich oder in einem anderen Land, zeigen, dass die Linke entweder ein Programm der Rechten entwickelt und in diesem Moment auch von den Stimmen der Rechten profitiert und so tatsächlich eine Regierungsmehrheit zustande bringen kann, wie Harold Wilson jetzt in England oder wie damals Guy Mollet oder Mitterrand in Frankreich. Aber wenn die Linke ein viel fortgeschritteneres Programm entwickelt, ein Programm, das von den bürgerlichen Kräften nicht unterstützt werden kann, dann sind eben diese bürgerlichen Kräfte bereit, ihre eigene Legalität zu verletzen und mit militärischen Gewaltakten ihre Lösungen den andern aufzuzwingen. Man kennt das Beispiel Griechenland und auch sein heute regierendes faschistisches Regime. Man kennt das Beispiel von Indonesien, man kennt auch das Beispiel des republikanischen Spanien.

In der Tat, wir haben überhaupt kein Vertrauen in die Wahlzettel. Wir denken, und die Ereignisse im Mai 1968 haben es gezeigt, dass die Arbeiter ihre eigenen Kampfmittel besitzen. Im Mai 1968 ist es den Arbeitern mit Kundgebungen und Fabrikbesetzungen gelungen, zu erreichen, was sie mit keinem Wahlzettel je zuvor hatten erreichen können, nämlich, dass der Staat, der ja der gaullistische Staat war, den Rückzug blies. In wenigen Wochen hatte dieser Staat gewährt, was er in zehn Jahren der Macht nie zugebilligt hatte. Aber für uns wird der Mai 1968 nicht ein Jahrestag sein, den wir wie die al-

gelöst habe, dass sie heute fähig sei, fortwährend den Lebensstandard zu erhöhen. Doch was sehen wir, was haben auch die Arbeiter im Mai 1968 gesehen? Es gibt heute Hunderttausende von Arbeitslosen, es gibt heute Zehntausende junger Leute ohne Stelle, oder wenn sie eine solche in einer Fabrik finden, entsprechen die Aufgaben im allgemeinen nicht ihren beruflichen Qualifikationen. Heute nimmt der Arbeitsrhythmus in den Unternehmen nur bei Aussicht auf Profiterhöhung zu.

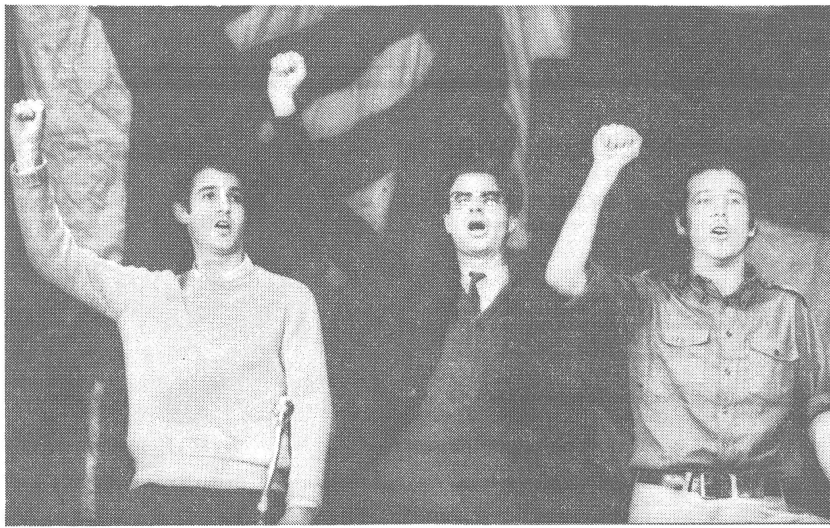
Im Mai 1968 haben Millionen von Arbeitern begriffen, dass es nicht mehr darum geht, um diese oder jene Re-



je suis communiste, j'ai la carte.

Streik die Szenen beherrschten? Wo war Mollet? Wo war Defferre? Wo war Mitterrand? Diese Frage verdient wohl eine Antwort, aber ich glaube, dass jedermann sie sich selber geben kann...

Diesen Kampf im Mai wusste die Linke nicht zu führen. Heute gibt sie sich als Gegnerin der IV. Republik und als Gegnerin ihrer eigenen Sitten. Aber morgen werden Defferre, Mitterrand und Mollet und all die anderen uns



Alain Krivine (Mitte) – ein Student als französischer Präsidentschaftskandidat.

Sind wir Kapitalisten?

Eine raffinierte Propaganda hat es fertiggebracht, aus dem Ausdruck »Kapitalist« ein Schimpfwort zu machen. Hinter dem Eisernen Vorhang spricht man mit Abscheu vom »kapitalistischen Westen«. Kein Wunder, dass es viele Naive gibt, die da meinen, »Kapital« und »Kapitalist« sei der Inbegriff des Bösen.

Wer näher zusieht, wird bald entdecken, dass Kapital nicht eine Menge Geld bedeutet, sondern recht eigentlich die Investitionsgüter darstellt, ohne welche eine erfolgreiche Wirtschaft gar nicht denkbar ist: Maschinen, Werkstätten, Laboratorien, Fabriken, Transportmittel usw. Ein Blick in jene Länder, wo es an Kapital fehlt, ist aufschlussreich. Zwar gibt es auch in diesen unterentwickelten Ländern eine kleine Oberschicht steinreicher Leute. Aber die Kapital-

armut verhindert das Entstehen einer breiten Schicht gutsituierter Mittelständler und gutverdienender Arbeiter.

Nur wo reichlich Kapital vorhanden ist, gibt es eine blühende Wirtschaft, und nur in einer blühenden Wirtschaft können gute Löhne bezahlt werden. Wenn die Marxisten ehrlich sind, geben sie das auch zu. Aber sie wollen die Kapitalbildung und den Kapitaleinsatz dem Staat überlassen. Bis heute haben sie aber nur den Beweis erbracht, dass es besser herauskommt, wenn Private das besorgen. Weder die extrem kommunistische Form des Staatskapitalismus noch die gemässigte Abart verschiedener sozialistischer Systeme haben sich in moralischer, menschlicher und wirtschaftlicher Beziehung als ebenbürtig, geschweige denn als überlegen erwiesen.

Der Kapitalismus westlicher Prägung kennt im Unterschied zum östlichen die Kontrollfunktion des Marktes. Die tägliche »Abstimmung« der Konsumenten, die da kaufen, was ihnen zusagt, und liegen lassen, was ihnen missfällt, ist eine wirksame demokratische Sicherung gegen kapitalistische Uebergriffe. Des weiteren sorgt im demokratischen Staat das »Seilziehen« zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern dafür, dass das Hauptziel allen Wirtschaftens nicht vergessen wird, nämlich für alle Arbeitenden einen genügend grossen Ertrag sicherzustellen.

Schliesslich ist auch im kapitalistischen System der Staat durchaus in der Lage, den Anforderungen einer modernen Sozialpolitik zu genügen. Wenn gelegentlich aus irgendeiner internationalen Statistik herausgelesen wird, die Schweiz sei »sozial rückständig«, so ist das eine Verdrehung übelster Sorte. Die beste Sozialpolitik ist eine gute Wirt-

schaftspolitik. Wenn die grosse Mehrheit gut verdient und wenn die privaten Vorsorgeeinrichtungen leistungsfähig sind, dann braucht es weniger Notstandshilfe von Seiten des Staates.

Väterchen Chruschtschow, der keck verkündete, er werde die amerikanischen Kapitalisten schlagen, ist längst in der Versenkung verschwunden. Seine Nachfolger machen verzweifelte Versuche, das kommunistische Wirtschaftssystem durch den Einbau von Sicherungen zu verbessern, die sie dem westlichen Kapitalismus abgucken. Das bewahrt sie nicht vor schlimmen Krisen, die — wie das Beispiel der Tschechoslowakei zeigt — nur mit nackter Gewalt unter Kontrolle gebracht werden können. Wir müssen uns wahrhaftig nicht schämen, dass wir dem »kapitalistischen Westen« angehören.

Trumpf
Buur

Aktion für freie Meinungsbildung

8032 Zürich

STUDENTEN JETZT IST ES ZEIT FÜR EINEN BESUCH IN ISRAEL

Mit dem Studenten-Spezial-Tarif können Sie individuell reisen. Sie profitieren vom Komfort und vom Service der regulären Kursflüge. Unabhängig können Sie Ihre

Flugdaten wählen. Und, alle Vergünstigungen, welche Israel den Studenten bietet, gelten auch für Sie.

STUDENTEN-SPEZIAL-TARIF

Zürich (oder Genf) - Tel Aviv

Fr. 327.-

(Hin und zurück Fr. 654.-)

mit Linienjets der ELAL
und der Swissair

Der Spezial-Tarif ist gültig vom 1. Juni — 15. Oktober und vom 20. Dezember 1969 — 15. Januar 1970, für alle Studenten zwischen 12 und 31 Jahren.

ELAL ISRAEL AIRLINES

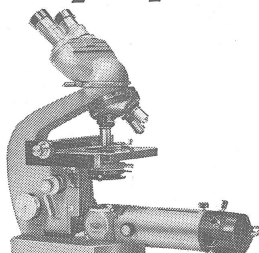
SWISSAIR →

GAULOISES



Französischer
Charme und die Gauloises:
das sind Dinge, die ich mag.
Und — die Gauloises ist ja
die Zigarette mit
echt französischem Tabak.

Olympus -Mikroskope seit 1919!



Olympus -MIKROSKOP, Mod. EC-BI
binokular mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokulartubus 1:1, Kondensator N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okularpaar Weitwinkel WF 10x (Grossfeld), mit Plastik-Haube, Holzschrank, Augenscheln und Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30W, inklusive 3 Birnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220 V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto
nur Fr. 1687.-

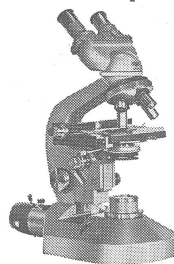
5 Jahre Fabrikgarantie

Sofort ab Lager lieferbar

Erhältlich bei der Zentralstelle der Studentenschaft

Nähere Auskunft und Beratung durch die Generalvertretung: Weidmann+Sohn, Abt. Präzisions-Instrumente, Gustav Maurerstr. 9, 8702 Zollikon, Telefon 051 654800

Spezialofferte an Studenten



Olympus

-Forschungs-Mikroskop Mod. EHC-BI,
binokular, Stativ EH mit 5er Revolver, mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokular-Tubus 1:1, Kondensator zentrierbar N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar Weitwinkel WF 10x (Grossfeld), mit Plastikhaube, Holzschrank, Augenscheln, im Sockel eingebaute Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30 W, inklusive 3 Spezialbirnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220 V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto
nur Fr. 1905.-

Beste Referenzen in der ganzen Schweiz.

Atomsperrvertrag

Diktat der Mächtigen?

Vom dritten Weltkrieg zu sprechen ist unpopulär. Er ist nicht aktuell, weil der Westen mit dem Osten in Koexistenz lebt. Wie lange noch? Vielleicht bis China militärisch stark genug ist? Bis die Dritte Welt vom wahnsinnigen Rausch nach Welterschaft ergriffen wird? Ein dritter grosser Krieg ist ein Atomkrieg. Auch wenn die Angreifer diese grauenhafte Waffe nicht einsetzen will, der Verteidiger wird sie in Notwehr gebrauchen. Die Vernichtung wird total sein.

Hiroshima und Nagasaki sind dem Gedanken Pate gestanden, der die Atommächte nach Genf gebracht hat, um über die Verwendung von spaltbarem Material zu diskutieren und sich zu einigen. Das Produkt dieser Verhandlungen ist allen bekannt: Der Atomsperrvertrag. Ob die nichtnuklearen Staaten diesen friedliebenden und verhängnisvoll undurchsichtigen Vertrag unterschreiben sollen, müsste jeden denkenden Bürger zu Überlegungen zwingen, die sich für einmal von der Plattform der heutigen Reformationen und Revolutionen abhebt und der Zukunft begegnet, die bereits im Juli 1968 mit der Unterzeichnung dieses Supermächteabkommens begann. Die Vielfalt der Gefahren, die sich für alle nichtnuklearen Länder stellen - auch für die Schweiz -, die diesen Vertrag unterzeichnen, wollen die untenstehenden Berichte darzulegen versuchen.

Die atomare Wirtschaft

Experten aller Länder sind sich darin einig, dass der friedlichen Nutzung der Kernenergie teilweise heute schon, und in noch viel beachtenderem Ausmass in Zukunft, eine wirtschaftliche Schlüsselrolle zukommt. Mit der Begründung, eine Trennung zwischen militärischen und zivilen Zwecken dienenden nuklearen Sprengkörpern sei technisch nicht möglich, haben die Autoren des Atomsperrvertrages sich darin die gesamte Forschung, Entwicklung, Herstellung und Anwendung nuklearer Sprengkörper exklusiv vorbehalten. Obwohl das damit anvisierte Ziel ausschliesslich die Verhinderung der horizontalen Weiterverbreitung von Atomwaffen sein soll, würde dieser Vertrag eine aller Voraussicht nach folgenreichere Abhängigkeit sämtlicher Signatar-Nichtnuklearstaaten von den Nuklearstaaten schaffen und institutionalisieren. Auf Grund denkbarer Vertragsinterpretationen und -anwendungen durch die Atompolitiker müsste dabei unter anderem mit den folgenden erläuterten Auswirkungen gerechnet werden:

Was ist eine A-Bombe?

Einmal ist festzuhalten, dass sich die beiden Artikel I und II des Vertrages, die entscheidend sind, auf die Uebertragung, Kontrolle und Herstellung nuklearer Waffen und anderer nuklearer Sprengkörper beziehen. Was eine nukleare Waffe ist und was nicht, ist bisher in keinem bekanntgewordenen Dokument verbindlich definiert worden. Atom-, Wasserstoff-, Kobalt- und Neutronenbomben und konventionell detonierende Radioaktivitätsstreuer könnten demnach ebenso dazugezählt werden wie Trägervehikel für solche Waffen, mit oder ohne nuklearen Antrieb (z.B. Atomunterseeboote, Raketen etc.). Voraussetzung einer solchen Interpretation wäre lediglich die ökonomische oder politische Opportunität, verbunden mit dem politischen Willen zu einer solchen Vertragsinterpretation und -anwendung. Damit könnte den Nichtnuklearstaaten nahezu nach Belieben jede Unterstützung auf allen mit spaltbarem Material verbundenen Gebieten durch andere, insbesondere nuklearwaffenbesitzende Signatarstaaten mit der Begründung verweigert werden, solche Hilfestellung könnte die Verfügbarkeit nuklearer Waffen begünstigen.

Forschung nur für Mächtige

Die Forschung, Entwicklung, Herstellung und Anwendung nuklearer Waffen und anderer nuklearer Sprengkörper erstreckt sich auf folgende, wirtschaftlich zum Teil hochpotente Gebiete: Plasma-, Hochfrequenz-, Laser-, Neutronen-, Gas-Zentrifugen-, Radioaktivitäts-, Reaktor- und Nukleartreibwerksforschung und -entwicklung. Die von entsprechenden militärischen oder zivilen Hochprioritätsprojekten ausgehenden Impulse auf den wissenschaftli-

leitungen, Kanalaushub, Hafenbecken-aushub, Kavernenbildung, Kraterbildung, Freilegung und Abbau von Mineralaggregaten, etc.). Die Entfaltung und Nutzbarmachung unter- oder unentwickelten Ressourcen dürfte mittels dieser Erdbaumethode vor allem in Entwicklungsländern wesentlich gefördert, wenn nicht sogar in einzelnen Fällen überhaupt erst möglich gemacht werden. Die Nachfrage nach zivilen nuklearen Sprengkörpern und zugehörigen Dienstleistungen dürfte entsprechend gross werden. Wie eingangs angeführt, haben sich die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion bisher das Recht vorbehalten, wesentlich allein über die Verfügbarkeit und die Anwendungsmodi dieser neuen Technologie entscheiden zu können. Entsprechend diesem einzigartigen Anspruch ist der jetzige Atomsperrvertrag abgefasst. Den Nuklearstaaten würde damit ein Machtinstrument zugewilligt, welches in seinen möglichen Konsequenzen noch gar nicht ins Bewusstsein der verantwortlichen Politiker gedrungen zu sein scheint. Erwähnt seien hier nur die alarmierende Diskriminierungsmöglichkeiten im Falle von Alternativprojekten verschiedener Staaten (z.B. neuer Panama-Kanal).

Den Atommächten ausgeliefert

Damit wird deutlich, dass es sogar noch um wesentlich mehr geht als um den von der EURATOM bis zum Jahre 2000 mit 100 Milliarden Dollar veranschlagten europäischen Reaktormarkt. Die in Genfer Abrüstungskreisen kursierende Bezeichnung »General Electric

Teknoprom Export Proliferation Treaty« hat zwar ihren alarmierenden realen Hintergrund und weist erstmals auf die bisher nahezu vollständig vernachlässigte wirtschaftliche Seite dieses Vertrags hin; die möglichen und wahrscheinlichen Dimensionen dieser »Sekundär-Aspekte und -Effekte sind damit aber nicht einmal angedeutet. Ueberraschenderweise sind bisher nur sehr wenige Studien zu diesem Thema bekanntgeworden, und nirgends scheint der Versuch unternommen worden zu sein, die angesprochene, vermeintlich aus dem Atomsperrvertrag hervorgehende, relativ erhöhte militärische Sicherheit einer Nation mit den voraussehbaren wirtschaftlichen Auswirkungen dieses Vertrags in Beziehung zu setzen. Angesichts dieser Sachlage muss verwundern, mit welcher Entschiedenheit verantwortungsvolle Exponenten des öffentlichen Lebens in aller Welt glauben, ihre volle Unterstützung dem jetzigen Atomsperrvertrag angedeihen lassen zu sollen. Im Lichte der aufgezeigten, wirtschaftspolitisch bedeutungsvollen Möglichkeiten, vitale Interessen der Nichtnuklearstaaten »de jure« zu beeinträchtigen, muss daher mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass nach der Inkraftsetzung dieses Vertrags die zumindest wirtschaftlich absolute Abhängigkeit der Nichtnuklearstaaten nur noch eine Frage der Zeit und der Politik der Nuklearmächte sein dürfte und damit der Begriff der unterentwickelten Länder bald einmal zu Recht auf alle Signatar-Nichtnuklearstaaten Anwendung finden könnte!

H. Ke.

Europa nicht mehr interessant

Für die USA und die Sowjetunion ist Europa keinen Krieg mehr wert. Der alte Mann hat ausgeblutet und stellt für die beiden Supermächte keinen echten Machtfaktor mehr dar. Der Atomsperrvertrag soll verhindern, dass in den schwachen Händen des alten Europas die tödlichste und gefährlichste Waffe das mühsam errichtete Gleichgewicht zwischen Ost und West in Frage stellen würde. Und darüber sind sich die beiden grossen Antipoden einig. Wie damals in Jalta, als Europa geteilt wurde, formulierten sie in Genf ein zweites Jalta (Adenauer) um diese Zweiteilung zu zementieren. An einer Veränderung des Status quo denken sie heute nicht mehr. Der Atomsperrvertrag ist Zeichen der »friedlichen Koexistenz«, und um die Angst vor einem wieder erwachten deutschen Militarismus zu besänftigen, wird der Vertrag von Genf ... praktisch auch ein Ersatz für den bisher vergeblich erstrebten europäischen Sicherheitspakt. (Aussersuchen eines hohen sowjetischen Diplomaten). Dieser Sicherheitspakt sollte den »Fall Europa« abschliessen.

Der grosse Bruder ...

Europa tritt ins zweite Glied zurück, nachdem es mit grösster Wahrscheinlichkeit nie mehr Kriegsschauplatz sein wird, und hinter China, das als grosser Dritter, die ausgewogene Welterschafft ins Wanken zu bringen droht. Ueber dem einst weltbeherrschenden Europa hängt wie ein Damokles-Schwert das gesamte nukleare Potenzial der Supermächte. Das Schutzsuchen bei seinem drohenden Verbündeten wird zur tragisch-komischen Wirklichkeit, die Abhängigkeit vom »grossen Bruder« im Osten wie auch im Westen, zur bitteren Tragik für alle europäischen Staaten. Die Nicht-Unterzeichnung des Atomsperrvertrages wird einer der letzten Rettungsanker sein, um Europa vor der totalen Abhängigkeit zu bewahren. Aber nur die Vereinigung der europäischen Staaten letztlich ermöglicht eine genügende Erstar-kung, um wirtschaftlich und politisch

die Unabhängigkeit zu garantieren. Diese Entscheidungen werden letzten Endes die Politiker treffen - die Wirtschaft aber und damit der Wohlstand Europas und damit die Bevölkerung werden die Konsequenzen zu tragen haben. Denn ob Europa über die Verwendung von atomarer Energie, sei es für friedliche oder kriegerische Zwecke, frei verfügen kann oder nicht, bestimmt schon heute Existenz und Zukunft.

... will keinen Mitesser

Der Atomsperrvertrag aber sichert den bisherigen fünf Atommächten die volle und uneingeschränkte Nutzung des Atoms zu, sei es für »friedliche« oder militärische Zwecke. Für die nichtatomaren Staaten soll die friedliche Nutzung des Atoms erlaubt sein. Wer aber soll Richter darüber sein, was die nach Atomsperrvertrag uneingeschränkte friedliche Nutzung des Atoms ist und was nicht? Die beiden Supermächte haben sich dieses Amt zueigendacht. Es wird zwar die Internationale Atomenergiebehörde dazwischengeschaltet, aber diese steht bekanntlich unter dem Einfluss der Atommächte. Die Manipulation durch die Atommächte ist praktisch unter solchen Voraussetzungen gegeben, und es braucht nur noch die Unterschrift der nichtnuklearen Mächte, um sich dem Diktat der Mächtigen entgültig zu unterwerfen.

Werner Troxler

Zur Wirksamkeit des Atomsperrvertrages

1. Nur die Signatar-Nichtnuklearstaaten unterstützen internationalen Kontrollen an Ort und Stelle betreffend die Einhaltung der mit diesem Vertrag eingegangenen Verpflichtungen.
2. Die Lieferung von (a) spaltbarem Material von beliebiger Qualität und in beliebigen Ausmassen und (b) entspre-

chenden Ausrüstungen von irgendeinem Signatarstaat an irgendeinen Nichtnuklearstaat unterstützende insofern keinerlei Kontrolle, da ausdrücklich nur friedlichen Zwecken dienende Material- und Ausrüstungslieferungen den in Artikel III vorgesehenen internationalen Kontrollen und Beschränkungen unterworfen wären.

3. Die aus den Artikeln I und II hervorgehenden Verpflichtungen der Signatarstaaten beschränkten sich auf nukleare Waffen und andere nukleare Sprengkörper, welche in keinem bekanntgewordenen Dokument verbindlich definiert sind. Teile solcher Waffen und Sprengkörper würden demnach zumindest nicht ausdrücklich unter die entsprechenden Verbote fallen.

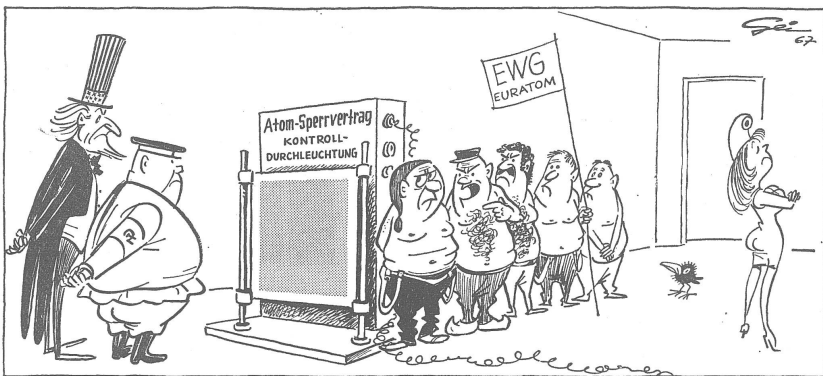
Die Erreichung eines Vertragszwecks ist um so wahrscheinlicher, als diese Erreichung im Interesse aller Vertragspartner liegt - und liegen bleibt. Sie ist demgegenüber um so unwahrscheinlicher, als der Vertrag selbst schon über den gemeinsamen Interessensinneren hinaus diametral entgegengesetzte Interessen der Vertragspartner reflektiert. Im Falle nuklearer Sprengkörper kann die Wahrscheinlichkeit der wirtschaftlichen, politischen oder militärischen Zweckmässigkeit ihrer nationalen Verfügbarkeit nicht unter allen Umständen und auch nur für die nächste Zukunft ausgeschlossen werden. Dieser massgebende Sachverhalt dürfte wesentlich die jetzige Formulierung des Atomsperrvertrages erklären, indem dieser Vertrag den Zugang zu Atomwaffen über das ohnehin bestehende Mass hinaus nur sehr bedingt verbauen würde.

Es wäre daher eine gefährliche Illusion, im jetzigen Atomsperrvertrag ein verlässliches und 100% wirksames Instrument zur Verhinderung der Weiterverbreitung von Atomwaffen glauben erkennen zu sollen. Denn allein die oben angeführten 3 Punkte dürften mittels einer positivistischen Vertragsinterpretation im Sinne nationaler Interessen den jetzigen Nuklearstaaten für eine selektive Weiterverbreitung von Atomwaffen - was auch immer darunter verstanden sein mag - nicht nur genügend Spielraum lassen, sondern eine solche Proliferation in gewissem Sinne sogar »legitimieren« und damit fördern. Ob damit für irgendeinen Nichtnuklearstaat im Bedarfsfall der Zugang zu Atomwaffen offen sein würde, hinge aber nach Inkraftsetzung dieses Vertrags allerdings in erster Linie von der Fähigkeit eines Drittstaates zu solcher Hilfestellung sowie vom politischen Willen zu einer entsprechenden Vertragsinterpretation und -anwendung ab. Trotz solcher bedeutender Imponderabilien stellt sich die Frage, worin unter solchen Umständen die vermeintlich aus dem Atomsperrvertrag hervorgehende, relativ erhöhte Sicherheit einer Nation, worin letztlich der Sinn dieser aufwendigen Übung bestünde.

Arnold F. Thalman

Hinweise:

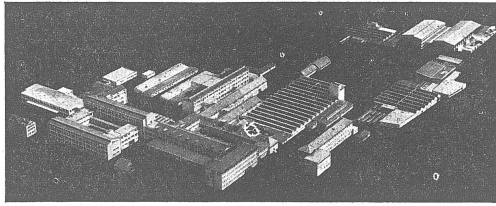
- André Beaufre, »Bâtir l'avenir«, Calmann-Lévy, Paris 1967.
- Emilio Bettini »Il Trattato contro la Proliferazione Nucleare«, Società Editrice Il Mulino, Bologna 1968.
- Bodo Bismar »Rechtsfolgen des Atomsperrvertrages für die Bundesrepublik Deutschland«, Veröffentlichungen des Instituts für Energierecht an der Universität zu Köln, 22. Verlag Handelsblat GmbH, Düsseldorf 1968.
- Nigel Calder (editor) »Unless Peace comes - A Scientific Forecast of New Weapons«, Allen Lane The Penguin Press, London 1968.
- Georges Fischer »La Non-Prolifération des armes nucléaires«, Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence, Paris 1968.
- Marcel Hepp »Der Atomsperrvertrag - Die Supermächte verteilen die Welt«, Seewald-Verlag, Stuttgart 1968.
- Othmar Herrsche »Was wird morgen anders sein?«, Walter-Verlag, Olten 1969.
- H. Anton Keller, H. Bolliger, P. B. Karff »On the Economic Implications of the Proposed Nonproliferation Treaty«, Revue de Droit Internationale, de Sciences Diplomatiques et Politiques, 1, 1968, 26-73.
- Jean Klein »Vers le Traité de Non-Prolifération«, Politique Etrangère, 2-3, 1968, 225-250.
- Leonard C. Levin (editor) »Report from Iron Mountain - On the Possibility and Desirability of Peace«, Dial Press, New York 1967. Penguin Book 2972. Harmondsworth 1968; deutsche Übersetzung erschienen im Scherz-Verlag; französische Übersetzung erschienen im Verlag Calmann-Lévy.
- Felix Oboussier »Mögliche Auswirkungen des geplanten Atomsperrvertrages auf den Euratomvertrag«, Vortragsreihe des Instituts für Völkerrecht an der Universität Göttingen, 1968.
- Elizabeth Young »The Control of Proliferation: The 1968 Treaty in Hindsight and Forecast«, Adelphi Papers, 66, April 1969, Institute for Strategic Studies, London.
- Die »Studentische Aktionsgemeinschaft für Fragen der europäischen Gesellschaft hat im Zusammenhang mit ihrem in diesem Sommersemester durchgeführten Vertragszyklus Marcel Hepp, München, eingeladen, um über das Thema »Der Atomsperrvertrag und die europäischen Integrations zu sprechen«. Der Vortrag fand am 23. Mai 1969 in der ETI statt.



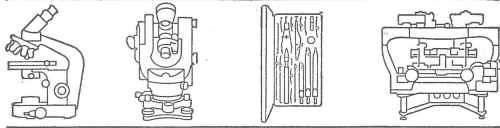
»Früher nannte man sowas Spionagek...

Hans Geisen - Copyright by National Zeitung, Basel

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste und grösste optische Werk der Schweiz liefert in alle Welt: Vermessungsinstrumente, Fliegerkamern und Autographen für die Photogrammetrie, Forschungs-Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge aus rostfreiem Chrom-Stahl



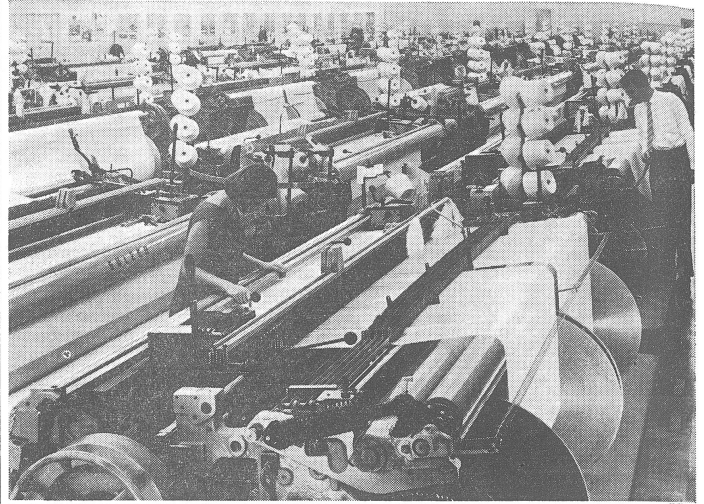
Wild Heerbrugg AG
CH-9435 Heerbrugg SG
Optische Werke

WILD
HEERBRUGG

20 Jahre Forschung für einen Welterfolg



20000 Sulzer-Webmaschinen in 40 Ländern im Einsatz
Herr A. Menotti, Webmaschinenspezialist: «Von einem solchen Welterfolg wagten wir früher kaum zu träumen. Er wurde uns aber nicht geschenkt. Es brauchte 20 Jahre zäher Entwicklungsarbeit und ganz bedeutende Investitionen, bis wir mit der Serienfabrikation beginnen konnten. Manchmal schienen die Schwierigkeiten unüberwindlich. Aber immer wieder siegte die Überzeugung, auf dem richtigen Weg einer bahnbrechenden Entwicklung zu sein.
Der Erfolg gab uns recht.»



In allen 6 Kontinenten stehen Webmaschinenanlagen wie diese in Camperdown/Australien. Sulzer-Webmaschinen arbeiten bedeutend schneller und meist auch billiger als konventionelle Einrichtungen. Das erklärt ihre rasche Verbreitung seit 1953, dem Jahr, in dem die erste Anlage in Walbach/Elsass installiert wurde.

Die Geschichte der Sulzer-Webmaschine ist noch nicht abgeschlossen. Die Entwicklungsteams arbeiten an der Erschliessung neuer Anwendungsgebiete, denn für Sulzer und seine Webmaschine ist nicht die Spezialisierung entscheidend, sondern die Vielseitigkeit.

SULZER
WINTERTHUR BÜLACH SOLOTHURN

Die Generationen stehen im Kampf —

die junge und die jüngste, der die Welt offen steht, wie keiner zuvor,
die über Freiheiten und Mittel verfügt, wie keine zuvor,
rebelliert mit Pflastersteinen

gegen die Plastik-, Chrom-, Prestige-, Rassenhass- und
Kriegszivilisation der älteren.

Sie kämpft in einer werdenden Welt gegen die eitle Selbst-
sicherheit;
sie kämpft um Gemeinschaften, die wir aufgelöst, um Werte,
die wir verraten haben.

Sie tut es mit Recht, aber falsch und masslos.

Wir mühen uns

um das Gespräch:

verteidigen das reiche Erbe unserer Herkunft und Kultur
gegen die Rebellen und geben ihren guten Rechten Ziel
und Raum.

DIE TAT — stellt sich

entspannen...
geniessen...
PARISIENNES SUPER



...und jetzt entspannen! Eine gute, echte Cigarette lang entspannen: PARISIENNES SUPER! Feuer. Der erste Zug. Super, dieses Aroma! Reich und unverfälscht. Und der PS-Filter garantiert milden Rauchgenuss.
«Die ist genau richtig. Nimm Dir eine PARISIENNES SUPER...»

10 Monate nach dem Tod

Siebt im August des letzten Jahres der »Prager Frühling« zu Grabe getragen wurde, haben sich die ganzen politischen Verhältnisse wieder verhärten, nähern sie sich wieder stalinistischen Zeiten. Die untenstehenden Artikel – zwei von Kommilitonen, die kürzlich die CSSR besuchten, der andere ein Auszug aus der berühmten Peking-Rundschau – sollen Eindrücke vermitteln über die Situation heute: 10 Monate nach dem Tod.

Solidarität, Solidarität, Solidarität

Prag 1969

sha. – Die Neurotiker potenzieren ihre Angst. Man verzweifelt sich in Spekulationen über politische Änderungen. Furcht herrscht vor der Orientierungslosigkeit, die mit der Pressezensur eintrifft. Die Zeitungen historisieren ins Jahr 1938 zurück, ein neuer Prager Frühling mattet frostig über den optimistisch hohen Türmen der Stadt. Die Leute bedrückt ihre Ohnmacht. Wer in Radio Freies Europa hört, dass die Reise Gretschkos in die CSSR von der Prawda als »Reise in die Armeezentrale« bezeichnet wird, bei dem verstärkt sich das Gefühl des Verlassenseins. – Sie brauchen Solidarität, unser Gespräch.

Das war die Situation im April, und so geht es weiter.

Es gibt jene, die müde sind; die beständige politische Unsicherheit hat sie zermürbt. Sie möchten einmal ein Jahr verschlafen ohne diese politischen Tagesalpträume. Die Gegenwart, die man nicht selbst bestimmen kann, übergehen.

Andere fühlen das Gefühl, weiterkämpfen zu müssen. Die Studenten geben nicht auf, sie verteidigen ihre Funktion als korrigierendes Element, streiken gegen die Hoffnungslosigkeit, verweigern den Eintritt in die Nationale Front.

Intellektuelle, Schriftsteller – wie etwa Vaclav Havel – sehen galgenoptimistisch die Lage in einer historischen und weltpolitischen Dimension. »Wir kennen die Diktatur, man muss sie lebensmöglich machen, das ist unsere Aufgabe«, meinen sie etwa. »Aktiv zu warten«, ist allerdings nur etwas für die Zähsten...

Auch die Ohnmächtigen warten: auf einen verstärkten Druck der Chinesen auf der russischen Grenze. Die Gespräche auf einen Generalrenner gebracht: Man möchte jenen Bruder loswerden, der sich in seiner ideologischen Agonie

nurmehr mit der brutalen militärischen Gewalt zu helfen weiss.

»Sieh, er ist ein Träumer. Töten wir ihn, und schauen wir, wie seine Träume aussehen! Dies ist der Satz eines tschechischen Schriftstellers in einem anderen Zusammenhang. Die Träumer sind jener Dubcek und jene Tschechen und Slowaken, die von einem humanistischen Sozialismus träumen. Kann man sie töten, ausschalten?

Das Symbol der Freiheit wurde Ende April von Husak abgelöst. Das Volk lässt sich aber nicht ablösen. Man schwärmt von Dubcek als einem Poeten, er erfüllte den politischen Willen des Volkes. Eine Erfüllungspolitik den Russen gegenüber durfte er nicht ausführen. – Husaks Gesicht weist keine Lachfalten auf. Ein Intellektueller bezeichnet ihn als »Konservativ«, er war längere Zeit im Gefängnis, er gehört zu einer vor-dubcekschen Politikergeneration; man hofft, dass er mit den mittelalterlichen Russen besser fertig wird. Dies, und dass er als Gezeichnete der Gefängnisse hoffentlich nicht wieder füllen wird, macht ihn den Tschechen denkbar. Es geht die Fama, dass er in Sitzungen – wenn andere Blümchen oder Männchen kritzeln – rechnet. Er hat auch seine Karriere berechnet. Die Frage ist: Mit wem wird er in der Zukunft abrechnen? Eine Antwort darauf ist bis heute schwierig. Man entwirft sogar Zukunftsbilder: Die mitteleuropäischen Staaten sollten sich zu einer Wirtschaftsgemeinschaft zusammenschliessen können. Dazu sollten die Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien und Ungarn gehören. Aber die Zukunft ist zu ungewiss, als dass man länger darüber spricht. Jedem, der sich diese Verhältnisse ansieht, stellt sich die Frage, wie man helfen kann. Wir können helfen mit Kontakten, mit Gesprächen. Was die Leute nötig haben, ist – so sagte sogar der tschechische Minister für bildende Künste – Solidarität, Solidarität, Solidarität!



Die neuen Zaren in der Tschechoslowakei

Vor kurzem ist die sowjetrevisionistische Renegatenclique in der Tschechoslowakei mit noch wüsterem weissem Terror als jemals zuvor vorgegangen. Es wird berichtet, dass die tschechoslowakische Revisionistenclique auf Befehl der Sowjetrevisionisten allein am 17. April Tausende Angehörige der revolutionären Volksmasse, die gegen die militärische Besetzung durch die Sowjetrevisionisten aufgetreten waren,

verhaften bzw. einsperren oder durchsuchen liess.

Nach sorgfältigen Vorbereitungen zwang die sowjetrevisionistische Renegatenclique die revisionistische tschechoslowakische Partei, am 17. und 18. April eine »Plenartagung des Zentralkomitees« abzuhalten. Dubcek seines Amtes als Erster Sekretär der Partei zu entheben und ihn durch Gustav Husak zu ersetzen. Der Grund für



»Ta socialismus a mir« – durch den Sozialismus zum Frieden Foto: -Ch- Prag

dieses Unternehmen war nichts anders, als dass Dubcek, obwohl er unter dem Druck der Sowjetrevisionisten immer wieder nachgab, ihrer Meinung nach bei der Unterdrückung der Bevölkerung nicht brutal genug war.

Sobald Husak sein Amt übernommen hatte, erklärte er unterwürfig, dass er keinerlei antisowjetische Aktionen dulden würde. Er gab zu verstehen, dass er die Massnahmen, die von den



sowjetrevisionistischen Sozialimperialisten zur Unterdrückung der tschechoslowakischen Bevölkerung verlangt werden, »konsequent« durchführen werden. Die sowjetrevisionistische Renegatenclique ihrerseits verlor keine Zeit, Husak zu ermuntern, indem sie ihn hinsichtlich seines Amtsantritts »beglückwünschte«.

Mit ihren verbrecherischen Aktionen haben die neuen Zaren der tschecho-

slowakischen Bevölkerung ihr räuberisches Wesen noch deutlicher zu erkennen gegeben. Aber die tschechoslowakischen Volksmassen, die eine ruhmvollere revolutionäre Tradition besitzen, fürchten weder brutale Gewalt noch Unterdrückung. Seit kurzem führen sie ununterbrochen einen heldenhaften Widerstandskampf gegen die militärische Besetzung und die faschistische Herrschaft des Sozialimperialismus der Sowjetrevisionisten.

Unser grosser Führer Vorsitzender Mao lehrt uns: »Die Zeit ist nicht mehr fern, in der alle Aggressoren zusammen mit ihren Kettenhunden auf der Welt begraben werden.« Die sowjetrevisionistischen Sozialimperialisten unterdrücken die tschechoslowakischen Volksmassen immer mehr. Ganz offen griffen sie zu militärischer Drohung, um einen neuen tschechoslowakischen Revisionistenchef einzusetzen. Damit ist eindeutig bewiesen, dass die sowjetrevisionistische Renegatenclique, da die tschechoslowakische Bevölkerung gegen sie in zunehmend heftigerem Masse Widerstand leistet und auf sie losgeht, selbst in einer Zwangslage ist, aus der sie keinen Ausweg findet. Der gerechte Kampf der tschechoslowakischen Volksmassen gegen den Sozialimperialismus der Sowjetrevisionisten steht isoliert da. Er ist ein Teil des antiimperialistischen und antirevisionistischen Kampfes der Volksmassen in allen Ländern und wird von allen revolutionären Volksmassen der Welt unterstützt. Die neuen Zaren in Moskau greifen zwar zu jeder Art Betrug und kämpfen verzweifelt, aber damit können sie sich vor ihrem Untergang, der unausbleiblich ist, nicht retten.

Aus: Peking-Rundschau Nr. 19

Kulturelle Kontakte mit der CSSR

In den letzten fünf Jahren konnte man einen langsamen aber stetigen Wandel sowohl in der Presse, als auch – teilweise als Resultat daraus – im Denken der schweizerischen Allgemeinheit in bezug auf die Beurteilung westöstlicher Kulturkontakte beobachten. Die politische Entwicklung hat diesen Prozess beschleunigt, die Urteilsfähigkeit gesteigert und die Blickrichtung etwas differenziert. Wenn auch das Interesse an kulturellen Ausserungen der »Gegenseit« Hand in Hand mit der Neugier geht, ob sich denn dort wieder »etwas tut«, ist der Wille zur genaueren Auseinandersetzung vorhanden.

Die Erfahrungen von Zürcher Studenten in der CSSR, von denen Elisabeth Alder im »zsk« Nr. 4/68 berichtet hat, könnten den Eindruck erwecken, als seien solche erneuten Kontaktaufnahmen nach der Okkupation unerwünscht, als würde man zu verhindern suchen, dass das Gespräch über die Grenzen hinweg verstärkt wird. Das ist indessen nicht so: das Erlebnis der offiziell einreisenden Zürcher Delegation, die lediglich den studentischen Kontakt vertiefen und die Diskussion über gemeinsame Probleme konkretisieren wollte, wird wohl ein Einzelfall bleiben. Wer als Tourist einreist – auch

wenn im Pass »Student« vermerkt ist, – hat keine Schwierigkeiten. Eigentlich sind es nur Journalisten, die mit Schikanen oder einer Einreiseverweigerung zu rechnen haben.

Meist geht die Anregung zu einem kulturellen Austausch von der »Gegenseit« aus, das Interesse der Tschechoslowaken, das westliche Leben aus eigener Anschauung kennenzulernen, ist wohl grösser als die Neugier, unsere teils überheblichen, teils abschätzigen Urteile darüber anhören zu können. Sie scheuen keine Mühe, unter allen Umständen einen Austausch zu ermöglichen: die Bewilligungen aller offiziellen Stellen werden eingeholt, so dass das Risiko eines Scheiterns gering ist.

Das Akademische Orchester Zürich – das Orchester beider Hochschulen – unternahm in diesem Frühjahr, zu Ende der Semesterferien, eine Reise nach Prag und Usti nad Labem (Aussig an der Elbe in Nordböhmen) im Austausch mit dem Chor der Musikpädagogischen Fakultät Usti, der im Juni den Gegenbesuch in Zürich abstaten wird. Das einzige Konzert in Usti liess genügend Zeit für einen 3tägigen Aufenthalt in Prag. Es stand überhaupt nicht im Mittelpunkt der Reise, sondern wurde zu

einem Zeitpunkt gegeben, wo die Orchestermitglieder schon allerhand »Strapazen« hinter sich hatten.

Herzlicher Empfang in der CSSR

War die Spannung der meisten, da sie zum ersten Mal die CSSR besuchten, durch die politische Lage noch vergrössert worden, so war die Ueberraschung aller über den herzlichen Empfang und die Offenheit, mit der diskutiert werden konnte, wohl nicht zu vermeinlich. Vor allem das Verhältnis von Professor und Student gab zu allerhand Vergleichen mit unseren Zuständen Anlass. Der Versuchung, die kameradschaftliche Atmosphäre an dieser Hochschule der kommunistischen Denkweise zuzuschreiben, darf man nicht allzusehr nachgeben, viel eher sollten die Veränderungen seit 1965 in den Beziehungen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, die es natürlich auch in der CSSR gab – und die es auch heute immer noch gibt –, genauer ins Auge gefasst werden. Der Schlußschluss Gleichgesinnter auf allen Ebenen, die Bemühungen, die Erziehung zu entideologisieren und die eigentliche Schulausbildung der politisch einseitig orientierten Beeinflussung zu entziehen, spielen bei diesen Veränderungen wesentlich mit.

Wenn Professoren einer Musikpädagogischen Hochschule ohne Ziererei, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, die Studentenkappe ablösen und mit Handharmonika, Violine, Cello und Klavier zum Tanz aufspielen, tritt hier eine Verbundenheit zutage, die weder Autoritäten schmälern noch Kompetenzgrenzen verwischen wird, sondern nur der Geselligkeit und auch der Musik in all ihren Ausdrucksformen dient.

Studentenchor Usti in Zürich

Am 18. Juni wird der Studentenchor eben dieser Hochschule nach Zürich kommen und hier ein Konzert geben. Ob wohl die Empfänge durch die Regierung und die Universitätsbehörden ebenso ungezwungen sind, wie das in Usti der Fall gewesen ist? Es wird manchen von uns Mühe bereiten, eine gewisse, wenn auch nur leise Ueberheblichkeit zu unterdrücken. Gerne spielt die westliche Gesellschaft in der Rolle der Fähigeren, der Fortschrittlicheren – und lässt die andern dies auch oft deutlich spüren. Zugegeben, es schmeichelt einem, wenn der andere vor einem Fruchstand bei uns stehenbleibt und vor Staunen kaum mehr weiter will (es war ein Professor aus Prag!), weil er eine solche Fülle noch nie gesehen hat. Natürlich deckt ein gegenseitiges Fragenstellen nach Lebenskosten krasse Unterschiede auf, die dem einen auf dem »oberen Ast« eben jene Ueberheblichkeit zuspülen, dem unteren aber die erdrückende Gewissheit eines vorenthalenen »genussvollen Lebens aufladen. Sobald aber die Fragen tiefer dringen, etwa nach der Bedeutung der Kunst oder der Musik, stellt sich auf irgendeine Weise beinahe ein Ausgleich ein: Wir beginnen zu ahnen, dass dem Volksganzen etwa Musik viel mehr bedeutet als uns, dass die Verbundenheit mit künstlerischen Ausserungen enger und intensiver ist, dass überhaupt im Lebensgefühl dieses Volkes ein ursprünglicher Drang zur Musik zu erkennen ist, wie wir es von unserem Volk nicht kennen. Eine beinahe angeborene Musikalität bestimmt die vielfältige Aufdrucksfähigkeit in mehr als nur musikalischer Hinsicht, sie ist dort wirksam, wo wir Schweizer die Spontanität dieses Menschenschlages bewundern. Genau wie ihre Musik kontrastreich, einmal wild und ungestüm, ein andermal süss und einschmeichelnd ist, im ganzen Duktus oft unbe-rechenbar und von einer fast unbeherrschbar zu nennenden Heftigkeit, genau so lernen wir den Tschechen kennen – und schätzen.

Es kann sich nicht darum handeln, gute Ratschläge geben zu wollen »Ihr hättet damals besser...« oder »Warum habt Ihr nicht...?« oder sie vom »beseren« Leben hier im Westen zu überzeugen suchen. Im ersten Augenblick werden sie es selber glauben, erkennen aber bald, dass unsere Verschlossenheit uns oft selbstgefällig und selbstgerecht macht und dass die Wohlstandsgesellschaft dem Einzelmenschen einen harten und unannahmehafteren Gesichtsausdruck verleiht. Ein kultureller Austausch verhilft oder soll dazu verhelfen, gegenseitig Vor- und Nachteile, Positives und Negatives abwägen zu können und Vorurteile zu zerstreuen. Die Reise des Akademischen Orchesters war auch in dieser Hinsicht für die Mitglieder höchst aufschlussreich; dass der Studentenchor aus Usti ein wahrheitsgetreues Bild von der Schweiz erhält, dafür haben wir zu sorgen. Jakob Knaut

onbe echo

Information – Grundlage für einen sachlichen Dialog

Berichtigung von Dekan Huber zum Artikel von der LSZ im »ZS« 47/1

Es trifft nicht zu, dass der Dekan seinen Platz an Herrn Prof. v. Albertini deshalb abgetreten hat, weil eine Aussprache unter den Professorenvertretern Ende Mai (1968) ergeben haben soll, »dass die Mitgliedschaft des Dekans in der Kommission nicht zweckmässig wäre«. Der Dekan hat den Entschluss zum Rücktritt aus der Sieberkommission von sich aus gefasst, nachdem ihm Prof. v. Albertini mit Schreiben vom 28. Mai 1968 sein Missfallen darüber zum Ausdruck gebracht hatte, nicht selbst in die Kommission gewählt worden zu sein. (Die Kommission hat in ihrer Sitzung vom 31. Mai 1968 diese Auswechslung des Dekans durch Herrn Prof. v. Albertini beschlossen und letzteren bereits zu ihrer Sitzung vom 11. Juni 1968 eingeladen, bevor die Fakultät in ihrer eigenen Sitzung vom 15. Juni 1968 über diese Mutation orientiert wurde.)

Dissertationsgeschäft auf schmaler Basis

Zum Beitrag »Dissertationen werden billiger hat uns der Juris-Verlag geschrieben. Wir veröffentlichen einige Auszüge aus diesem Schreiben. In unserem Bericht wollten wir auf die Initiative des Herbert-Lang-Verlages in Zusammenarbeit mit dem VSS hinweisen. Es lag uns fern, dadurch irgend einen anderen Verlag, der Dissertationen druckt, zu benachteiligen.

Es stellt sich die grundsätzliche Frage, inwieweit wir uns überhaupt mit dem Druckzwang für Dissertationen abfinden wollen. Sollte nicht im Zusammenhang mit den Hochschulreformen auch dieses Problem neu bedacht werden? Wer hat sich darüber seine Gedanken gemacht?

Was sich die Firma Herbert Lang & Cie. AG vorgenommen hat, ist durchaus lobenswert. Dissertationsdruckereien gibt es jedoch schon seit Jahrzehnten in der Schweiz. Und zwar waren dies immer Firmen, die den Doktoranden besonders günstige Preise und Bedingungen gewährten. Viele davon sind

im Laufe der Zeit eingegangen und zwar nicht zuletzt wegen ihrer humanen Preispolitik. Ich erinnere an die Buchdruckerei Stampfenbach AG oder – aus der jüngsten Zeit – den P.-G.-Keller-Verlag, Winterthur. Andere Firmen, wie Brunner & Bodmer oder Lang, Bederstrasse, Zürich, gaben das Dissertationsgeschäft, weil nicht mehr kostendeckend, auf und wandten sich anderen Arbeitsgebieten zu. Meine eigene Firma hat die schmale Basis, die das Dissertationsgeschäft bildet, systematisch erweitert und druckt heute alles, was für den geschäftlichen und privaten Bedarf in Frage kommt.

Schon im Jahre 1947 konnte eine Arbeit restlos aus dem Verkaufserlös finanziert werden. Doch muss ehrlicherweise gesagt werden, dass es sich dabei um Ausnahmefälle handelte. Es ist deshalb verkehrt, bei den Doktoranden falsche Hoffnungen zu erwecken. Besonders in den Fällen, da Auszüge aus der Dissertation bereits in einer Zeitschrift publiziert wurden, ist der Verkauf der Dissertationen nachher sehr erschwert. Verkäuflich ist jede Arbeit, aber es hat keinen Sinn mehr zu verkaufen, wenn der Erlös von den Propagandakosten aufgezehrt wird.

Trotzdem ist die Initiative des VSS in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Dissertationszentrale im Hinblick auf eine lukrative Gestaltung des Dissertationsdruckes sehr zu begrüßen. Da die Zahl der jährlich erscheinenden Dissertationen in ständigem Wachsen begriffen ist, gibt es für alle Firmen, die sich für Druck und Verlag solcher Arbeiten interessieren, genügend Beschäftigung. Es wäre erfreulich, wenn die organisierte Studentenschaft inskünftig auch die Unternehmen berücksichtigen könnte, die in den studentischen Zeitungen und Zeitschriften seit Jahren inserieren und die für ihren Einsatz und ihre guten Leistungen bekannt sind.

Dr. H. Christen, Juris-Verlag

Ueber die Studentenverbindungen

Von Karl Jaspers

»... die Burschenschaften und Korps bedeuteten mir, so wie sie jetzt geworden waren, ein geistfremdes, unpersönliches Leben in Kneipen, Mensuren, eingedrückten Benehmenformen, das durch die Beziehungen zu den »alten Herren« ein bevorzugtes späteres Fortkommen garantierte (...). Aber die Studentenverbindungen wurden mir, da sie im Universitätsleben den Ton angaben und das höchste Ansehen besaßen, ein erregendes Problem. Es galt die Frage nach der Freiheit studentischen Lebens und Studiums. Diese forderte die Spontanität persönlicher Freundschaft und das Selbstbewusstsein im Gang des eigenen geistigen Weges. Sie schienen mir bedroht durch die Zwangsläufigkeit einer Verbindung, die Zeit und Kraft für Nichtigkeiten raubt, ein Selbstbewusstsein aus der Zugehörigkeit, sichtbar durch das farbige Band, erzeugt.

Statt aus dem geistigen Wagnis und aus der eigenen Verantwortung für den Weg des Studiums zu leben, überliess

man sich den Lebenszielen einer bevorzugten Gesellschaft, unterwarf sich den Vorstellungen von jugendlichem Glück, die die alten Herren hatten. Statt selbst zu denken wurde man von konventionellen Meinungen geprägt, die bei innerer Unsicherheit fanatisch vertreten wurden.

Dass diese Studenten keine Beziehungen zu den geistigen Bewegungen der Zeit hatten, schien mir zu bestätigen, dass sie keine rechten Studenten waren.

(...) Meine Jugenderfahrungen und die späteren Beobachtungen haben mich gelehrt, in diesen Korporationen ein Verhängnis der Universitäten zu sehen. Es war in ihnen kein Hauch mehr von Geist, der nach den Freiheitskriegen zur Gründung der Burschenschaften geführt hatte.

Es fand in ihnen keine echte Erziehung statt, sondern das Einleben eines geläufigen Typus. Und dieser Typus selber war mir verhasst.

Karl Jaspers: »Mittverantwortliche, p. 23ff., R. Piper-Verlag, 1968, (gesehen im »Berliner Studente«)

In »Prisma«, Studentenzeitschrift der Hochschule St. Gallen, erschien in der Mai-Nummer zur Abstimmung über das ETH-Gesetz das Manifest der 0 (Null) Worte!

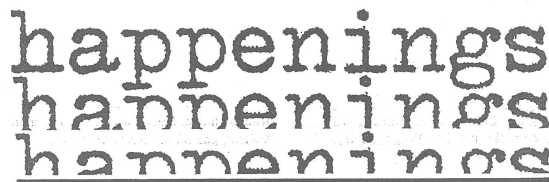
Für ein paar Dollars mehr ...

Fortsetzung von S. 5
Humanities Index ist ein kumulatives Nachschlagewerk für über 200 wissenschaftliche Zeitschriften: in den letzten 25 Jahren enthält er nicht einen einzigen Hinweis auf Dillon, Read.

Dillon, Read and Company bilden keine Ausnahme. Morgan Stanley, Brown Brothers, Harriman sowie First Boston Corporation und Lehman Brothers, Investitionshäuser von ähnlicher Bedeutung, werden nicht erwähnt. Ausserdem gibt es Anwaltsfirmen wie Sullivan & Cromwell, mit Teilhabern wie den Brüdern Dulles und Arthur Dean und Kunden wie Standard Oil, United Fruit und der im Ausland aktiven Schroder Banking Corporation. Es gibt die Chase Manhattan Bank, in deren Vorstand Douglas Dillon gemeinsam mit David Rockefeller und den Leitern von Standard Oil sitzt. Es gibt die politisch unvergleichlich wichtige Organisation des Council on Foreign Relations,

aus dem Leute wie George F. Kennan, McGeorge Bundy und neuesten Henry Kissinger hervorgegangen sind und mit der sich kein einziger Akademiker befasst hat, Nimmt man schliesslich die zwei bis drei Dutzend Anwaltsfirmen, Banken und sonstigen industriellen und finanziellen Institutionen, die gemeinhin als das New Yorker Establishment gelten, in Wirklichkeit aber das Nervenzentrum der amerikanischen Oberschicht darstellen, so wird man feststellen, dass kein einziger Versuch von seiten der Universitäten unternommen worden ist, diese Organisationen, ihre Interessen- und Machtverflechtung einer systematischen Untersuchung zu unterziehen.

Das Material zu diesem Artikel stammt aus der in San Francisco erscheinenden Monatszeitschrift Ramparts (herausgegeben von David Horowitz, Harvey Cohen, Robert Cunningham, David Ransom/SDS).



Künstlerfestival

Am 27., 28. und 29. Juni findet im Zürichhorn, neben der Heureka, ein grosses Künstlerfestival statt.

Dieses Festival soll jungen Künstlern die Gelegenheit geben, ihre Werke einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen und zu verkaufen.

Die Ausstellungsfläche und Bühne steht allen Kunstschaffenden zur Verfügung: Musikern, Malern, Grafikern, Fotografen, Filmern, Dichtern, Schauspielern, Mimern, Sängern, Bildhauern usw.

Soeben erschienen! Bildungsanforderungen in der industriellen Welt

Im Artemis-Verlag in der Reihe »Schriften zur Zeit« Heft 32/33 zum Preise von 6.80 Fr. Bildungsanforderungen in der industriellen Welt.

Prof. Gerhard Huber hat die Vorträge, die im letzten Semester an der ETH gehalten worden sind, herausgegeben.

Es bietet sich hier die Gelegenheit, in aller Ruhe die damals geäusserten Gedankengänge nachzuvollziehen. Zugleich erhalten wir Grundlagen zur Diskussion über die »Hochschule in der Industriegesellschaft«, ein Thema, das einen grossen Stellenwert in den kommenden Diskussionen zur neuen ETH-Gesetzgebung bekommen dürfte. **bl**

Studentenschaft der Universität Zürich

Serenade auf Schloss Rapperswil

Donnerstag, 19. Juni 1969, 20.00 Uhr (bei schlechter Witterung: Dienstag, 24. Juni)

Das Winterthurer Streichquartett spielt Werke von Haydn, Boccherini und Borodin Vorverkauf in Rapperswil: Verkehrsbüro in Zürich: Jecklin und Zentralstelle der Studentenschaft und Abendkasse
Preise: Sitzplatz (num.) 6.80, Stehplatz (unnum.) 3.30, Studenten (mit Legi) 50% Ermässigung
Extraschiff: Zürich – Meilen – Stäfa – Rapperswil und zurück
Abfahrt 17.45 Uhr ab Bürkliplatz

Die von der Studentenschaft der Universität Zürich veranstalteten Sommerkonzerte auf Schloss Kyburg und in Rapperswil gehören seit Jahren zu jenen Ereignissen, die der Seradenfreund nicht mehr missen möchte ob ihrer besonders reizvollen Atmosphäre. An zwei Juni-Abenden wird wiederum das Winterthurer Streichquartett einige z. T. selten gespielte Werke aus der reichen Kammermusik-Literatur zu Gehör bringen.

Einen unvergesslichen Auftakt bildet die Fahrt mit dem Extra-Schiff von Zürich nach Rapperswil auf dem abendlichen See. »Nocturno scherzando« heisst wahrscheinlich die Rückfahrt.

Der »zürcher student« ist unerbittlich unabhängig. Unentwegt und unbeirrt.

Ich möchte den unabhängigen »zürcher student« abonnieren. Für sechs Franken ein volles Jahr lang.

Name, Vorname _____

Strasse, Nr. _____

PLZ, Ort _____

Einsenden an: »zürcher student«, Rämistrasse 66, 8001 Zürich.

WURZEL

bei der Zentralbibliothek

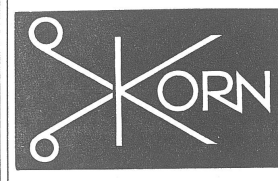
DER SPEZIALIST
FÜR DAS WISSENSCHAFTLICHE BUCH

Was tun, wenn die Schlummermutter oder die Freundin keine Zeit zum Bügeln hat?

Ganz einfach bügelfreie Hosen zu Fr. 29.80 posten.

Wo?

Natürlich bei



Sonneggstrasse 21
Herrenmode für alle Semester Studenten 5%

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten Ermässigung Haarschneiden

ausgenommen am Samstag
Dienstags den ganzen Tag geschlossen

4216

ANGELUS BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH

Eine Uhr für Ihren Geschmack eine Uhr für Ihre Ansprüche eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht – die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie **BEYER**
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich,
Telefon (051) 25 86 00

Musik ist nolens volens politisch...

Dem Musikkritiker der »Zeit« hat Werner Henze ein Interview verweigert, weil dieser nicht objektiv über die Ereignisse am 9. Dezember in Hamburg berichtet hatte. Im folgenden, sehr offenen und ehrlichen Gespräch äussert sich Hans Werner Henze J. A. Makowsky gegenüber kritisch über sein bisheriges Tun und die

Politisierung seiner Kunst. Es ist ein Gespräch unter Genossen, das der »zürcher student« hier publiziert, es ist sehr ausführlich und berührt viele Themenkreise. Es sollte gerade aus diesem Grunde nicht durch Kürzungen verfälscht werden.

(Abdruck auch auszugsweise verboten. Copyright: Hans Werner Henze und J. A. Makowsky)

– Kannst Du noch einmal Deine Entwicklung von den ersten Werken bis zum Skandal von Hamburg skizzieren, die doch wohl als Politisierung Deiner künstlerischen Arbeit aufzufassen ist? Wie kamst Du zur Linken?

– Wie jeder andere Mensch auch, würde ich denken. Leute aus meiner Generation dürften sich eigentlich sehr genau an den Faschismus erinnern. Die Beobachtung, dass nach dem Sturz Hitlers der Hitlerismus weiterlebte, der Faschismus eine andere Maske angenommen hatte, hat bei vielen Leuten, so auch bei mir, ein Faschismusstrauma hinterlassen. Die Beobachtung, dass der Faschismus in der Mentalität der Menschen weiterlebte, war ein enormer Schock, zumal man nach 1945 so gut wie nichts dagegen tun konnte. Wenn man darauf reagiert hat, so wurde man meist nicht verstanden; das galt als

passé, und so blieb den meisten Deutschen meiner Generation, das heisst den Künstlern wie Enzensberger, Weiss und andern, nichts anderes übrig als auszuwandern. Unsere Ohnmacht blieb lange bestehen. In dieser Zeit, von 1953 bis jetzt, war ich in Italien mit italienischen Intellektuellen zusammen, habe mit ihnen gearbeitet, habe von ihnen gelernt, und jeder italienische Intellektuelle ist selbstverständlich ein Linker, meist sogar ein Kommunist, Visconti zum Beispiel, Elsa Morante, Ferdinando Russo und Pasolini.

– Gab es einschneidende Erlebnisse?
– Einschneidende Erlebnisse waren auf der einen Seite der Befreiungskrieg der FNL, auf der anderen Seite der Befreiungskampf der Neger in den USA, den ich persönlich und intensiv, zum Beispiel in Harlem, miterlebt habe und auch heute noch miterlebe.

(Ausnahme: Frankfurter Rundschau). Vielleicht ist es wichtig, einmal zu sagen, wie es genau vor sich gegangen ist. Es gab da zu Beginn des Konzertes im Hamburger Rundfunk ein Go-in mit Slogans gegen die liberale Presse, vor allem gegen Augstein und auch gegen »Die Zeit«, und eine Flugblattschwemme, verteilt von drei verschiedenen Gruppen: der SDS – Projektgruppe Kultur und Revolution, Berlin, der Hamburger Musikhochschule und vom Hamburger SDS. Dann war da ein Che-Poster auf dem Konzertpodium angebracht worden, welches der Programmleiter des Rundfunks kurzerhand zerriss. Der eigentliche Protagonist war also dieser enragierte Rundfunkboss, der, obwohl er wusste, dass dieses Stück Che Guevara zu Ehren geschrieben ist, nicht tolerieren konnte, dass das Bild dieses Mannes dort hing.

– Hast Du dieses Plakat anbringen lassen?

– Nein, ein Hamburger Student. Ich hatte gar nichts gemacht, ich hatte gerade überhaupt nicht vor, ich wollte zunächst nur dirigieren. Doch so ergab es sich halt. Dann haben andere Genossen eine rote Fahne angebracht, anstelle des Che-Posters. Ich wurde nun vom Justiziar des Rundfunks aufgefordert, die Fahne entfernen zu lassen, sonst wäre ich für die Konsequenzen verantwortlich. Da sagte ich, ich pfeife auf die Konsequenzen, weil ich mir eine solche Nötigung nicht bieten lassen wollte. Das Übrige war dann so, wie es die Presse berichtet hatte. Sie hatte allerdings das Ausmass der Brutalität der bis auf die Zähne bewaffneten Poente unterschlagen.

– Wie meinst Du das, Du hättest nichts dergleichen vorgehabt? Eiger Diskussion am Ende der Aufführung wärest Du doch nicht aus dem Wege gegangen?

Das »Floss der Medusa«, mein objektivstes Werk

– Solche Ereignisse haben aber ihre Folgen. Die Presse berichtet verzerrt oder lügt geradezu, oder aber sie schweigt sich über solche Happenings aus.

– Sie lügen vor allem. Das »Floss der Medusa« ist zum Beispiel objektiv mein bisher bestes Stück gewesen. Wenn nun die Kritiker objektiv gewesen wären, hätten sie das sagen müssen. Sie haben aber alle gesagt, das sei ungefähr der letzte Dreck. Sie haben damit das Typische getan, sie haben nämlich versucht, den Künstler an seiner eigenen Arbeit kaputtzumachen, statt zu objektivieren und zu sagen, sie seien nicht einverstanden mit seinen Aktionen, und von solcher Kritik zur Kunstkritik zu schreiten, also diese Dinge auseinanderzuhalten. Soviel Toleranz liegt schon gar nicht mehr drin.

– Damit ist auch gezeigt, wo die Grenzen liegen für einen Künstler, der auch handelt und nicht nur Kunst produziert. Der apolitische Künstler verkauft seine Werke, das ist sein Geschäft. Doch die Kunst gedeiht unter Kontrolle, sie genießt Narrenfreiheit, sie darf

Der Künstler im Kapitalismus: Die Mittel des Kapitalismus ausnutzen...

– So stellt sich die Frage, wie der zu Aktionen bereite Künstler sich in westlichen Ländern ausdrücken kann, ohne klein beizugeben.

– Wenn der engagierte Künstler sein Engagement verlaun lassen will, zum Beispiel der Musiker, der für Orchester schreibt, so ist er, um die Möglichkeiten des grossen Orchesters gebrauchen zu können, angewiesen auf die modernen Sinfonieorchester. Er ist angewiesen auf die Schallplattengesellschaften, auf die Rundfunkanstalten, er ist auf alles angewiesen, was der Apparat zu bieten hat, und befindet sich zweifellos in einem Dilemma.

– Und sein Dilemma ist grösser als das des Schriftstellers, dem doch Möglichkeiten des Eigendrucks, wie Flugblätter und ähnliches, zur Verfügung stehen. Der Komponist müsste da schon Tonbänder vervielfältigen, doch das ist unerschwinglich teuer.

– Der Schriftsteller kann wohl seinen Text vervielfältigen; doch lässt er sich eine grössere Arbeit einfallen, wird



Meine frühen Stücke waren so etwas wie Liebesbriefe...

– Nein das nicht, es gibt sogar Elemente in der Struktur des Stücks, wo die Möglichkeit gegeben wird, eine Diskussion zu machen. Gleichzeitig muss ich natürlich sagen, dass das »Floss der Medusa« ein Auftragsstück ist und dass der Auftrag, dieses Stück zu schreiben, vier oder fünf Jahre zurückliegt. Nachdem ich den Auftrag angenommen hatte, musste ich ihn auch durchführen, da ich das Geld vorgeschossen bekommen und schon verbraucht hatte. Heute würde ich so einen Auftrag gar nicht mehr annehmen.

der Kunst? Die Orchestermusiker werden ja durch ihre immense Leistungspflicht verdammt.

– Verdammt nicht gerade, aber sicher sind sie schwer arbeitende Lohnabhängige, denen zu wirklicher Entfaltung keine Möglichkeit gegeben sind.

... oder auf sie verzichten?

– Sollte man da nicht nach Möglichkeit auf die grossen Orchester verzichten und wie gewisse französische Avantgardegruppen mit Tonbandgeräten und nur wenigen Instrumentalisten eine vom Apparat unabhängige Musik zu verbreiten suchen?

– Ich verstehe das sehr gut. Nur begeh man gleichzeitig, wenn man sich davon löst, eine Art geistigen Hochmut, indem man diese Orchesterpieler allein lässt. Man könnte sich ebensogut vorstellen, dass man Stücke schreibt für einen grossen Orchesterapparat, in dem alle Spieler genug solistische, sie persönlich angehende und interessierende Funktionen bekommen. Ich habe zum Beispiel in meinen letzten Werken, nicht nur im »Floss der Medusa«, nicht mehr ein Streichorchester mit ersten und zweiten Geigen usw., sondern lauter solistische Aufgaben, und jeder ist im gleichen Masse miteinbezogen in die musikalische Struktur. Sie könnten also prinzipiell interessierter spielen, als sie das im Unisono oder Tutti tun. Natürlich bedeutet das nicht, dass die grossen Orchesterwerke der letzten Jahrhunderte auf Grund der Tutibehaltung, die sich ausserdem nur auf die Streicher bezieht, für uns an künstlerischem Wert verloren hätten, aber heute so zu schreiben wäre anachronistisch. Das gleiche gilt auch für den Chorsatz.

– Kannst Du nun genug lange proben, um den Musikern diese Unterschiede bewusst machen zu können?
– Nein, das kann man nur im Sozialismus machen, in der DDR zum Beispiel und in Kuba. In Kuba hat man mir für meine sechste Sinfonie vier Wochen Probezeit angeboten. Das ist dann schön, da lernen sich die Menschen auch kennen dabei.

Freiheit und Abhängigkeit

– Wie weit gerät nun der Künstler, überhaupt jeder, durch wiederholtes Sich-bezahlen-lassen in eine Abhängigkeit, derart, dass der Auftraggeber auch Einfluss bekommt auf das Engagement des Künstlers?

– Ich glaube, man kann sich da nicht zu viel vormachen, die Abhängigkeit besteht auf jeden Fall, sei es auch nur die Abhängigkeit vom Stempelamt.

– Aber man kann sich die Gefahr, die diese Abhängigkeit in sich birgt, doch immer wieder wahrnehmen.

– Das kann man schon. Doch wenn man bedenkt, dass der revolutionäre Kampf in Europa noch sehr lange dauern wird – es sei denn, es träten unvorhergesehene und überraschende Er-

Rudi Dutschke und die deutschen Studenten

– Und die Ereignisse von Berlin?

– Als in der Bundesrepublik und vor allem in Berlin die Studentenrevolte akut und wichtig wurde, hatten ich und auch andere ins Ausland gegangene Deutsche den Eindruck, nicht mehr isoliert zu sein. Mit dem Entstehen der Neuen Linken war die Isolation zu Ende. Wir begannen mit Dutschke und den andern zusammenzuarbeiten. Wir hatten viele Diskussionen.

– Das war im Sommer 1967?

– Ja, das war nach der Schahgeschichte, nach der Ermordung von Ohnesorg. Dann habe ich im Februar 1968 mit ihnen zusammen die Vietnamkonferenz organisiert und die Schlussdemonstration auch durchgeführt und vieles andere.

– Was hast Du in dieser Zeit komponiert?

– Sehr wenig; einzig das »Floss der Medusa« war in Arbeit.

– Haben sich diese Ereignisse in Deiner Arbeit niedergeschlagen?

– Doch, doch, die Musik des Flosses ist jedenfalls für meine Entwicklung in mancher Hinsicht das Erreichen von neuen musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten. Trotzdem würde ich noch nicht behaupten, dass es in die Kategorie von Arbeiten gehört, die jetzt entstehen, der Versuch über Schweine, zum Beispiel.

– Kannst Du das näher beschreiben?

– Die Klänge und Rhythmen sind sehr viel härter, das das Ambivalente, das Zweifeln und Schwanken meiner früheren Werke, wird hier zurückgenommen, zugunsten des Direkten, Bestimmten...

– ... des Einfacheren im Sinne des Ansprechenderen?

Von Liebesbriefen zu sozialkritischen Werken

– Wie waren nun Deine Musik, vor allem Deine ersten Werke gedacht, wie war die Verbindung zum Publikum?

– Das kann ich rückblickend ziemlich genau sagen. Meine frühen Stücke, sagen wir bis 1960, haben alle eine Atmosphäre, die von der Liebe handelt, sie waren direkt und spontan gemeint, sie waren so etwas wie – Liebesbriefe.

– Gilt das auch noch für die Elegie?

– Nein, die schon nicht mehr. Die Elegie bildet den Uebergang zu selbstkritischen Werken. Da findet sich zum ersten Mal Sozialkritik, Ironie und Parodie, was es vorher sehr viel weniger gab, was es aber später immer mehr geben sollte. Nicht zuletzt die Begegnung mit dem Schriftsteller W. H. Auden, der die Libretti für die Elegie und die Bassariden geschrieben hat, hat mir die Möglichkeit gegeben, neue Möglichkeiten in meiner Musik zu entfalten. Von ihm habe ich Sachen gelernt, die für mich vorher nicht in Frage gekommen wären. Seither ist meine Musik selbstkritischer geworden, sie hat begonnen, sich selbst in Frage zu stellen. Der Weg dieser Musik führte ab 1960 durch eine Krise, die immer wieder in anderen Formen stattfand. Dass zum Beispiel »Der junge Lord« ein Erfolg geworden und als biedere Oper verstanden worden ist, hat mich selbst überrascht.

– Als biedere Oper war sie wohl nicht gemeint?

– Nein, es gab ja auch Aufführungen, wie jene in der komischen Oper von

Ostberlin, wo sie so inszeniert worden ist, wie sie eigentlich gemeint war. Da wirkte die Musik dann auch als vollkommen kaltes Collage der Common places der bürgerlichen Musik bis 1900, das Stück als Satire. Da verging einem das Schmunzeln und Lachen.

– Bei den anderen Inszenierungen hat wohl der Regisseur die Anführungszeichen übersehen und Ironie und Ernst miteinander verwechselt.

– Ja, so kann man sagen, genau.

– Hat das Publikum diese Krise und Selbstbefragung gemerkt, oder hat es Dich immer aus der Sicht Deiner ersten Werke beurteilt und somit missverstanden?

– Nein, nicht ganz. Es war ja so, dass ich ziemlich lange habe darum kämpfen müssen, einmal einen Abend zu erleben, wo es vollkommen ohne Störungen vonstatten ging. Die Geschichte meiner Theaterstücke ist die Geschichte von Theaterskandalen.

– Das waren Skandale wegen der Musik und nicht politische?

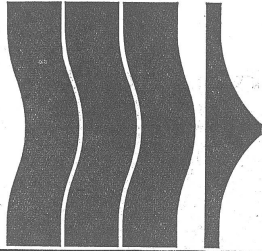
– Wegen der Musik, ja, und auch wegen der Thematik. »Boulevard solitaire« zum Beispiel wegen der darin vorkommenden Rauschgiftszenen.

– Dein erster politischer Skandal war wohl der in Hamburg anlässlich der Premiere vom »Floss der Medusa«?

Hamburg, 9. Dezember 1968

– Ja, doch ist dieser von der Presse immer falsch interpretiert worden

Schriften zur Zeit



Artemis Verlag

**Bildungsanforderungen
in der industriellen Welt**

Herausgegeben von Gerhard Huber.
Die Texte der ETH-Vorlesungsreihe
des vergangenen Wintersemesters.
116 Seiten, broschiert 6.80.

**Das Bild des Menschen
in der modernen deutschen
Literatur
von Wolfgang Binder**

Eine Darstellung verschiedener Er-
scheinungsweisen des Menschenbildes
in der deutschen Nachkriegsliteratur.
48 Seiten, broschiert 4.80.

**Schwierigkeiten mit
der Kunst
von Karl Schmid**

Zwei Arbeiten über die Funktion der
Künste in der modernen Gesellschaft,
über das Problem des Engagements
und das Verhältnis von Staat und
Kunst. 56 Seiten, broschiert 4.80.

**Jurisprudenz
Nationalökonomie
Architektur**

findet der Student neu und antiquarisch in reicher
Auswahl bei

Buchhandlung und Antiquariat Raunhardt



Inhaber Gerhard Heinimann & Co.

Zürich 1, Kirchgasse 17,
Tel. (051) 32 13 68
beim Grossmünster

Für Ihre Auslandsreise

fremde Noten
Reisechecks
Benzingutscheine



Bei uns
erhalten Sie
auch alle
wünschbaren Informationen
über Ein- und Ausfuhr
von fremden Noten

Zürcher Kantonalbank

Bahnhofstrasse 9
Zürich

BÜCHER

für Ihr Studium
aus allen
Wissensgebieten



**VANDENHOECK + RUPRECHT
GÖTTINGEN + ZÜRICH**

Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler
die ausführlichen Verzeichnisse



**Allen
sympathisch sein.**

**Das ist vieler Leute
Wunsch.**

Der AUSTIN Mini hat's geschafft.
Dank seiner Vielseitigkeit.
Als Erstwagen, als Zweitwagen, als Flitzer,
als Stadtwagen, als Kombi,
als Wagen, für alle Altersstufen.
Aussen Mini, innen Maxi.
Und vor allem: nicht umzuwerfen.
Millionen wissen warum.
Über 200 von uns geschulte
pflegen Ihren AUSTIN Vertreter
überall in der Schweiz.
AUSTIN Generalvertretung für die
Schweiz: Emil FREY AG, 8021 Zürich,
Badenerstr. 600, Telefon 051/54 55 00



AUSTIN MINI 850
848 cc, 5/87 PS, Fr. 6350.-



AUSTIN MINI 1000
998 cc, 5/91 PS, Fr. 6780.-



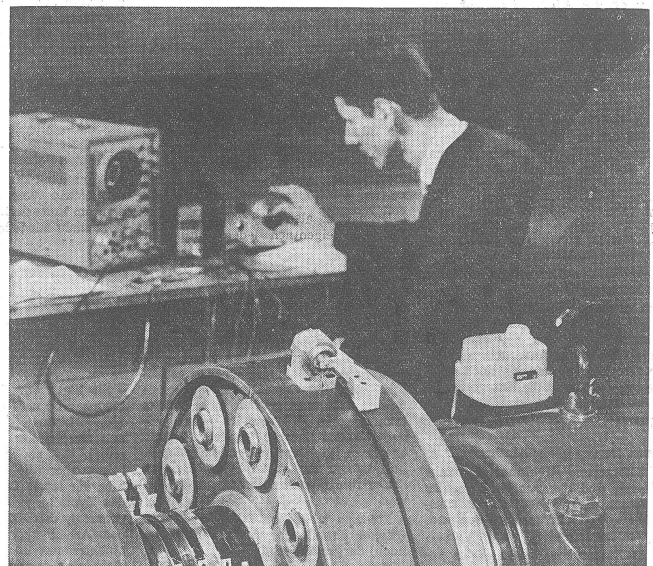
AUSTIN MINI COOPER
998 cc, 5/81 PS, Fr. 7150.-



AUSTIN MINI COOPER S
1275 cc, 5/78 PS, Fr. 9590.-



AUSTIN Mini



Erfahrene Ingenieure
forschen und entwickeln
konstruieren und planen
beraten und verhandeln
sie schaffen die Grundlagen
für unsere Spitzenprodukte
sie sichern unsere Stellung
auf dem Weltmarkt

Junge Ingenieure
helfen Escher Wyss
fortschrittlich zu bleiben
sie wahren und mehren
den guten Ruf von Escher Wyss
heute und morgen

Escher Wyss, Personalabteilung, Postfach, 8023 Zürich

ESCHER WYSS Zürich

**AKADEMISCHE BUCHHANDLUNG
WURZEL**

Mühlegasse 19

bei der Zentralbibliothek

Telephon 32 14 80

DIE FACHBUCHHANDLUNG
FÜR WISSENSCHAFT
UND FORSCHUNG

Wir besorgen auf schnellstem Wege alle lieferbaren
Bücher und Zeitschriften in jeder Sprache

Sicherheit **69**

Gratis-Test



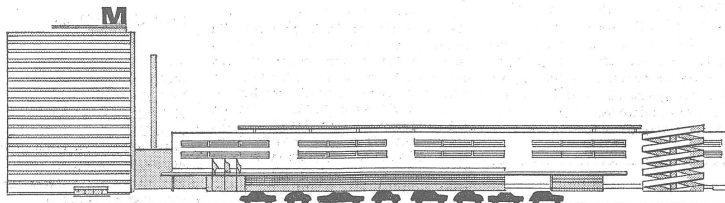
an Ihrem Auto!

Samstag, 21. Juni bis Samstag, 28. Juni 1969, täglich 08 bis 12 Uhr und 14 bis 19 Uhr, samstags durchgehend 08 bis 17 Uhr
Sicherheits-Test vor dem
MIGROS-Betriebsgebäude Herdern, Pfingstweidstrasse 101.
Es wird folgendes geprüft:

	1. Scheibenwischer		5. Lenkung auf Spiel
	2. Bremsen auf Gleichmässigkeit		6. Aufhängung auf Spiel
	3. Licht auf Vollständigkeit		7. Reifen auf Zustand
	4. Licht auf Einstellung		8. Räder auf Einstellung

Die Kontrollstrasse wurde in Zusammenarbeit und mit Unterstützung folgender Institutionen und Firmen errichtet:

BfU, Strassenverkehrsamt, TCS, ACS, Continental und Garageeinrichtungen Baumgartner AG – im Einvernehmen mit der Verkehrspolizei Zürich und der Verkehrsabteilung der Kantonspolizei.



Machen Sie mit am **Gratis-Sicherheitstest 69!**

Test-Strasse am MIGROS-Betriebsgebäude Herdern, Pfingstweidstrasse 101

10 JAHRE



Do it yourself **MIGROS**

la puce Boite de Nuit Bleicherweg 5 Zürich (Börse) beim Paradeplatz
Zum Plausch is Puce Is Puce zum Plausch Immer gute Attraktionen Mo. bis Do. mit Leal Eintritt frei



Vor und nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte Ansprüche

Hotel Florida
Bar, Restaurant
Sitzungszimmer
Seefeldstrasse 63



..jetzt aber es



Choco-Drink

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77



FREIHOFFER
Buchhandlung
für
Medizin

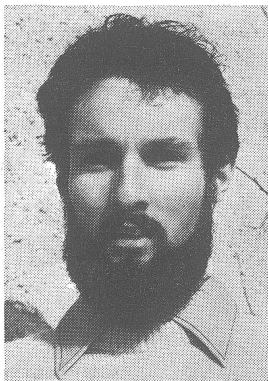
Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22

Das Porträt

Jürg Amann

Als ich die Photographie von Jürg Amann erhielt, wusste ich wenigstens, wie er aussieht. Doch nachdem ich auch seine Kurzgeschichten und Gedichte gelesen hatte, war er mir wie ein Altbekannter. Wie so viele Poeten, versucht auch er sich als Germanist an unserer Alma mater. Seine Leiden-



Ich, geboren am Zweiten des Siebten im Siebenundvierzigsten des zwanzigsten, unsres Jahrhunderts, gewachsen, gegangen zur Schule, ein Kind meiner Eltern, ein Kind meiner Welt und der Nacht, ein Mensch, geboren, gewachsen, geworden zu dem, der ich bin, Jürg Amann.

schaft für den brotlosesten aller brotlosen Berufe ist echt und drängt ihn zu grossen Taten. Wenn erstaunt es dann, dass seine Balladen, Lieder und Gedichte, seine Kurzgeschichten, Theaterstücke und sein im Entstehen begriffener Roman Bücher füllen müssten, wenn... ja, wenn sie gedruckt würden. Die Buchhandlung Brückelt an der Nüschelerstrasse hat sich feiner und einiger anderer jungen Talente angenommen und ist bereit, die oft aus eigener Tasche mitfinanzierten Privatdrucke zum Verkauf aufzulegen. Die grossen Verlagshäuser machen es den jungen modernen Schriftstellern schwer. Die Flut an Geschriebenem steigt ins Ungeheuerliche, die Auswahl des zu Veröffentlichenden bleibt beschränkt. So leben viele Schriftsteller vom Bangen

und Hoffen und warten auf den grossen Tag, da ein Verlag sich ihrer annimmt. Jürg Amann gehört zu ihnen. Seine Aussagen sind weder politisch noch ideologisch gefärbt. Seine Liebe gilt dem Menschen, seinen Empfindungen, seinen Gedanken. Er versucht nicht mit fremden Augen zu sehen, fremde Sprachen zu sprechen. Sein Ziel ist der totale Subjektivismus, weil er in ihm die einzig mögliche, weil einzig ehrliche, Form der Objektivität zu finden glaubt. Seine Geschichten und seine Lyrik sind deshalb fest mit ihm verhaftet. Die Welt seiner Seele wird zur realen Welt, das Du bleibt immer fremd, und wenn es erhoben wird zum Mittelpunkt, dann wiederum nur, um das Ich in ihm zu widerspiegeln.

Jürg Amanns Dichtung ist nicht von der Spannung des Aussergewöhnlichen geprägt, nicht vom politischen Engagement. So predigt er keine Revolutionen - weder politische noch sexuelle. Er sucht nicht den Menschen zu befreien, sondern ihn zu verstehen, indem er sich selbst versteht. Dieses Bemühen macht ihn sehr sympathisch, so zu sagen aus der Ferne, ohne ihn wirklich zu kennen, weil er ohne Gags und Pop und ohne auf der Welle der gegenwärtigen künstlerischen Strömung zu reiten sein Ziel zu erreichen sucht.

Werner P. Troxler

Die Veranstaltung

Ich besuchte eine Veranstaltung, und da solche Veranstaltungen in der Regel einen Eingang haben, suchte ich ihn. Als ich ihn endlich gefunden hatte und befriedigt eintreten wollte, pflanzte sich ein Mann in

Eintritt bezahlen, das verstehe ich eigentlich von selbst. Das tat ich nach einigem Zögern und wurde alsbald anstandslos eingelassen. Da ich aber nun einmal unfähig bin, mich zu zerstreuen, langweilte mich die Veranstaltung bald, und ich wollte wieder hinaus. Das war jedoch nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Denn als ich zum Tor kam, wurde mir wiederum von diesem Mann in Uniform der Weg verstellt. Auf meine erstaunte Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete er: »Guter Herr, leider können sie hier nicht wieder hinaus, denn sie haben Eintritt bezahlt.« Ich versuchte zu leugnen, er aber sagte kurz und bestimmt: »Sonst wären sie nicht hier!« Obwohl ich ihm darauf erwiderte, wenn es nur darum gehe, so sei die Sache schon in Ordnung, ich würde ihm gerne einen entsprechenden Austritt bezahlen, wenn ich nur austreten könne, wich er keinen

Schritt zur Seite. »Guter Herr, sprach er, »Sie sind hier an einer Veranstaltung. Hier können Sie nur Eintritt, niemals aber Austritt bezahlen.« Ob es also keine Möglichkeit gebe, diese Veranstaltung jemals wieder zu verlassen, fragte ich ihn darauf entmutigt. »Oh ja, guter Herr«, hob der Mann in Uniform da an. »Zwei Möglichkeiten gibt es wohl. Entweder, Sie können hier warten, bis die Veranstaltung zu

Ende ist, oder aber, Sie sind gezwungen, den entrichteten Eintrittspreis vollumfänglich zurückzunehmen.« Auf das Ende warten wollte ich nun um alles in der Welt nicht. So nahm ich eben wohl oder übel nach einigen ergebnislosen höflichen Protesten und nach fruchtlosem Sträuben den bezahlten Tribut zurück. Gleichzeitig trat der Mann in Uniform zur Seite, verneigte sich achtungsvoll und liess mich hinaus.

Hart gemacht haben ungeweinte Tränen mein Auge, hart, was darunter liegt, dahinter, darin, hart das erkalte Herz, seit nicht mehr Sonnen durch das von ungeweinten Tränen verhärtete Auge dringen, so hart, dass nie mehr die Träne den Weg finden wird vom kalt gewordenen Herzen zum hart gewordenen Auge, so hart, dass nie eine Träne mehr nicht härter macht als von ungeweinten Tränen hart gewordene Augen, was darunter liegt, dahinter, darin...

Jürg Amann

Der rumänische Pächter

Die hier wiedergegebene Anekdote stammt aus dem Jahre 1893. Der Verfasser, Ion Luca Caragiale (1853-1912), ist vor allem durch seine Theaterstücke bekannt geworden. Auch in seinem Lustspiel »Ein verlorener Brief« fallen die Unterlegenen schliesslich den Siegern um den Hals, um sich nicht verhasst zu machen. Für den Bauern jedoch ist die Lage völlig aussichtslos. Zu diesem Thema wurde bestimmt Eindringlicheres geschrieben; und doch ist hier in Kürze das Wesentliche dargestellt. (Die Kurzgeschichte sowie alle andern Angaben sind dem Band »I. L. Caragiale, WERKE«, Meridian-Verlag, Bukarest, 1962, entnommen. Man beachte auch die Universitätsvorlesung 720 des laufenden Semesters.) DW

»Und du sagst also, Ion, ich hätt' dich mit zehn Tagen Hacke belastet, wie?«
 »Freilich!... Ich weiss, dass ich sie abgearbeitet hab'...«
 »In den zwei Jahren, seit ich hier bin, hast nur du allein dich nicht in die Arbeit geschickt, wie?«
 »Je nun, Herr, ich hab' halt viele Mäuler zu stopfen...«
 »Und ich vielleicht nicht, wie? Vier

»Opankentreter, Mamaligafresser, Bauernlummel, wie kannst du es wagen, mich in der Leute Mund zu bringen?«
 Er tritt langsam an den Bauern heran und beginnt ihn mit Faustschlägen zu traktieren.
 Der Unterpräfekt sagt milde: »Herr Arghir, hab Herr Arghir...«
 Doch der Pächter ist zu erbot, um auf ihn zu hören. Er schlägt darauf los,

Kaum sind die Tage geboren, kaum sind die Träume zu Ende getragen, kaum sind die Brüste geworden.

Schon neigen sich Mädchen über die Gräber und lernen das Lächeln, schon neigen sie sich über Spiegel und geben sich hin.

Und legen die Totenmaske schon an, sie bringen wenigstens dies eine Gesicht über den Berg, und wenn die Augen noch leben, ist's viel.

Jürg Amann

Kinder hier, zwei Töchter in der Stadt, im Pensionat...«
 »Oh weh, Sie haben auch in der Schule Kinder!«
 »Zwei Söhne in Paris...«
 »Herzje, wir Armen!«
 »Du siehst, Ion, auch ich habe Schwierigkeiten.«

»Schon recht, Herr, aber ich mein' halt, jeder soll sich seine Kinder selber grossziehen.«
 »Ja, lasse ich sie denn von dir grossziehen, he?«
 »Nein, Herr, mit der Hacke soll's aber seine Gerechtigkeit haben.«
 »Warte nur, ich werd' dir schon Gerechtigkeit zeigen, Kerl!«
 Er tritt an den Bauern heran und traktiert ihn mit Faustschlägen.
 Ganz wirr im Schädel, geht der Bauer davon und zum Gemeindevorsteher, um sich zu beschweren.

Eine Stunde später erscheint der Gemeindevorsteher mit der Pelzmütze in der Hand am Tore des Bojaren.
 »Was hat der verdammte Kerl, der Ion, eigentlich angestellt, Herr?«
 »Das ist nicht deine Sache, Vorsteher, sorg du dafür, dass ich morgen Leute zur Arbeit habe, und vergiss deine eigenen Schulden nicht, sonst...«
 »Jawohl, Herr, küss die Hand.«
 Tags darauf begibt sich Ion mit einer Eingabe zum Unterpräfekten; der schreibt seinen Vermerk darauf - verweist die Eingabe an den Gemeindevorsteher.

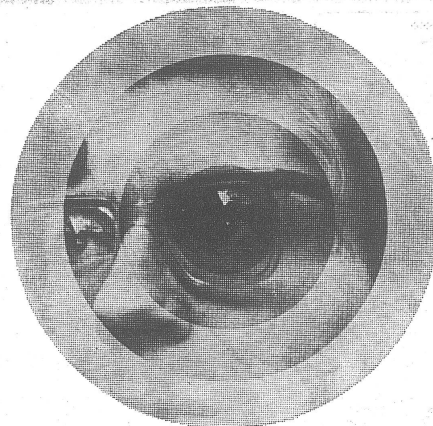
Als der Gemeindevorsteher das Amtssiegel der Präfektur sieht, sagt er zu dem Bauern: »Warum gibst du sie mir? Zeig sie dem Bojaren.«
 »So? Damit er mich wieder schlägt? Zeigt Ihr sie ihm.«
 »Nein, ich geh nicht zu ihm, er mahnt mich an meine Schuld.«

Der Bauer übernimmt eine Fuhre Marktware für die Stadt, geht zum Präfekten und überreicht ihm ein Schriftstück, in dem er sich beschwert, dass der Pächter ihm zuwenig Arbeit anrechnet und ihn überdies geschlagen hat.
 Der Präfekt weiss nicht, wo ihm der Kopf steht vor lauter Arbeit, im Orte drohen Austritte aus der Regierungspartei, und wenn die Regierung ein paar Anhänger verliert, verliert auch er seinen Posten und... er hat eine grosse Familie...

Er verweist daher die Beschwerdeschrift des Bauern an den Unterpräfekten. Der Unterpräfekt hat mit dem Pächter gewisse Privatangelegenheiten zu erledigen und schickt den Bauern mit der Bemerkung nach Hause, er werde ihn unterwegs einholen.
 Er holt ihn richtig ein und lässt ihn auch hinter sich zurück.
 In der Gemeinde angekommen, kehrt er natürlich bei dem Pächter ein.

Er isst und trinkt tüchtig, schläft eine Stunde oder zwei, erscheint im Arm mit dem Pächter auf dem Gemeindefest und lässt den Bauern mit der Beschwerde zur Untersuchung vorladen.
 Kaum ist der Bauer eingetreten, so schreit der Pächter ihn zornrot an:

und erst als seine Kräfte erlahmen, geht er zur Tür hinaus, indem er brüllt:
 »Hast du nun genug von der Untersuchung?«
 Nachdem der Bauer sich ein wenig erholt hat, fragt ihn der Unterpräfekt:
 »Und nun sage mir, wie ist es gewesen?«



Silvio Ricardo Baviera:

Der Sechzehnkampf des Hans Anders

Eine Gedichtfolge

dass dich befriedigt und du und du und du behältst noch einmal zwischendurch gepresst, gespannt und euch nichts fortreisst um alles zu verlieren was schliesst und öffnet gewinnen dass ihr bliebet ihr bliebet ihr bliebet

Zürich, den 21. Juni 1968

rumgegangen zwei festgefahrenen Namen zwischen

IHM und IHR sie hängen sich, eins, zwei, drei ein Abenteuer um das dauert kürzer als die Länge eines Abenteurers länger als die Kürze einer Ehe wir mieten uns ein Bett und wir bauen uns ein Bett weg durch den Sog der Vernunft wir möchten über der Sache liegen ihr hängt dran und ihr steckt drin ihr lasst die Hemmungen beiseite

Zürich, den 23. Juni 1968

er leuchtet ihr ein und sie filtriert ihn aus sie sich

Zürich, den 27. Juni 1968

Jürg amann stud. phil. I
 8404 winterthur zh
 telefon 052 27 19 54



rychenbergstrasse 350
 Uniform breitbeinig vor mir auf und sagte in mechanischem Tonfall, wenn ich eintreten wolle, müsse ich

Medizinische Fachliteratur

BUCHHANDLUNG HANS RAUNHARDT

Inhaber
 Gerhard Heinmann & Co.

8001 Zürich, Kirchgasse 17
 beim Grossmünster
 Telefon (051) 32 13 68



**WOULD YOU LIKE TO JOIN A DYNAMIC
RAPIDLY EXPANDING INTERNATIONAL COMPANY?**

Dow Chemical Europe has a challenging opening in his European Technical Center in Horgen for a young

Chemist or Chemical Engineer

As a team member of a small group your responsibility will be:

- Development of new application technology for Dow's industrial preservatives
- Conduct all activities with assigned customers and counsel them on technical service and new products or process development

The exiting work would bring you into contact with various international industries and a certain amount of international travelling will be involved.

For this challenging job, we require:

- Graduated Chemist or Chemical Engineer
- Experience in the antimicrobial field
- Interested in a job related to marketing, research and production
- Fluency in English
- Willingness to travel internationally
- Talent to work with people of all levels
- Dynamic and creative

If you are ambitious to achieve results and interested in a challenging non-routine job with excellent prospects for advancement, please call us and ask for an application form.

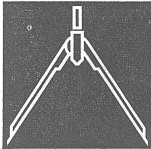
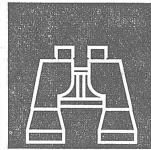
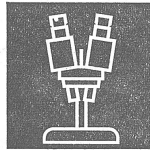
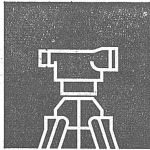
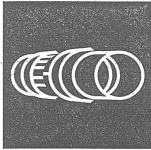
DOW CHEMICAL EUROPE S.A.

J. N. Weber
Alfred-Escher-Strasse 82
8027 Zürich
Phone: (051) 27 41 92



Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißezeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik
und Optik

Unser Spezialgebiet ist

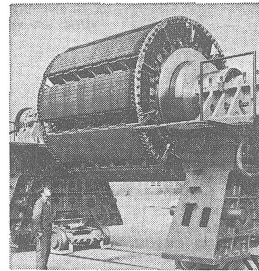
Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der
Schiffflände 24, Tel. 32 09 70, und an der

Badenerstrasse 69, Tel. 27 07 55

Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich

Ihre Zukunft - unsere Zukunft



Ein 187 Tonnen schwerer Rotor für das spanische Pumpspeicherwerk Villarino. Für dieses Werk bauten wir vier 135-MW-Generatoren - die grössten zehnpoligen Maschinen der Welt.

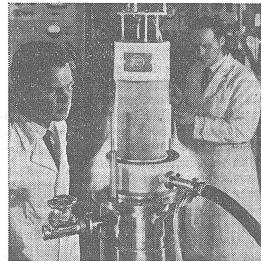
Brown Boveri gehört seit 1891 zu den Pionieren des technischen Fortschritts. Die hervorragende Güte unserer Erzeugnisse begründete unseren Weltruf.

Forschung und Entwicklung stehen bei uns im Vordergrund. Unsere Spezialisten arbeiten heute für eine Welt von morgen.

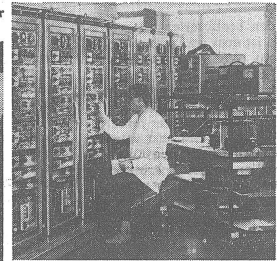
Sicher haben Sie bereits über Ihre Zukunft nachgedacht. Gedanken, die weitreichende Folgen haben können. Für Sie und für uns.

Denn vor uns liegen faszinierende Aufgaben. Sie zu bewältigen, erfordert dauernde Anstrengungen. Und ein Wissen, das auf jüngsten Erkenntnissen beruht.

Wir hoffen auf eine gute Zukunft. Für Sie und für uns.



Forschungsarbeiten mit extrem niedrigen Temperaturen. Eine der grössten supraleitenden Spulen der Schweiz wird nach der Prüfung bei 4° Kelvin (-269° Celsius) aus dem Kryostatent gezogen.



Die Fernwerktechnik, ein weiteres Gebiet, in dem wir führend tätig sind. Im Prüffeld (Versuchslokal) werden die Fernwerkgeräte getestet, bevor sie in alle Welt gehen.



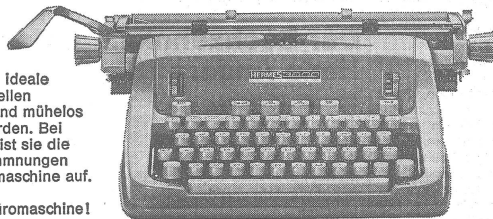
Ein Schweizer
Unternehmen
in aller Welt!

Neu

**Jetzt mit
Wagenbreite 33 cm
für Format A4 quer**

HERMES 3000

Eine neue Maschine:
Hermes 3000-B ist
für Diplomarbeiten die ideale
Schreibmaschine. Tabellen
können übersichtlich und mühelos
niedergeschrieben werden. Bei
geringem Ausmass weist sie die
wichtigsten Vervollkommnungen
einer grossen Schreibmaschine auf.
Hermes 3000-B -
eine richtige kleine Büromaschine!



A. Baggenstos & Co. Büromaschinen
Weissenhausstr. 2 und Uraniistr. 7,
8001 Zürich

Baggenstos

**Ständig günstige Occasions-Schreibmaschinen
ab Fr. 100.- (mit Garantie)**

Die post-industrielle Gesell- schaft - Arroganz der Macht - Werkstoff Mensch - Christen- tum ist kein Garant des Frie- dens - Aufstand der Jugend

Das sind fünf
von den heissen Themen, die
Hermann Mohler
in seinem neuesten Buch behandelt

Prometheus am Abgrund

Hoffnung auf die Jugend
128 Seiten, broschiert, Fr. 9.50
Verlag Sauerländer, Aarau

Ein Buch, das keinen gleichgültig lässt

In allen Buchhandlungen erhältlich

FREIHOFER AG

Buchhandlung für
Technik und Wissenschaft
Universitätstrasse 11, 8006 Zürich
Telefon 47 08 33/32 24 07

Grösste schweizerische
Fachbuchhandlung für
Naturwissenschaft und
Technik

Grosse Auswahl an englischsprachigen
Titeln
Wir besorgen Ihnen jedes lieferbare Buch
und jede lieferbare Zeitschrift.

Von Joe Hill
zu Bob Dylan:

Das blöd gemachte Bewusstsein

But if you go carrying pictures
of Chairman Mao
You ain't gonna make it with
anybody anyhow.
(Lennon-McCartney)

Der Widerstand muss sich erst zur Sprache bringen; das nicht nur in der Theorie, sondern ebenso in der Agitation. Agitation wird gern einseitig betrachtet: Als stünde da einer, der Hetzreden schwingt – und die Masse trotzt ihm nach. Dieses Bild führt dann zum Wort von den »irregeliteten Jugendlichen«; denn die bürgerliche Betrachtung kann sich eine aus eigenem Willen handelnde Masse nicht vorstellen. Aber die Agitation erreicht nur den, der sich's auch schon dachte. Ihr Zweck ist nicht, Widerstand zu wecken, sondern den Widerstand der Masse mit Inhalt zu füllen. Dazu eignet sich das Lied vorzüglich, weil es die einseitige Kommunikationssituation Redner – Hörer abschafft. Die Masse objektiviert ihren Zustand, indem sie das Lied darüber singt; so richtet sie ihre Wut auf ein Ziel.

Dem genügt bis zur Zerschlagung der proletarischen Organisationen durch den Faschismus das Arbeiterkampflied. Seither wurde dem Protest die agitatorische Gewalt in den Masse genommen, wie er verkäuflich wurde. Die Verkäuflichkeit des Protests setzt nicht seine Käuflichkeit voraus. Aber sie bringt sie zustande. Subjektiv brauchen die Protestierenden nicht Prostituierte zu sein; objektiv, durch den Zwang der Reproduktionsapparate, sind sie es längst. Die Reproduktionsapparatur verfälscht den Protest doppelt, beidemale subjektiv – im Protestierenden selbst – wie objektiv, indem die Situation, in der das Protestlied zu Gehör gebracht wird, ausgewechselt wird. Mich interessiert hier nicht die subjektive Seite (Verführung durch den Reichtum des Apparats, Austreibung spezifischer Inhalte, weil die Platte nicht verboten werden dürfe usw.), sondern einzig die objektive. Der Protestsong gehört auf die Schallplatte. Er kommt also überall hin, ist jederzeit und beliebig oft abspielbar. Der Protestsong muss auf zweierlei verzichten: Spontaneität und Spezifität. Das Kampflied wirkte, weil es den Feind nannte und die Zustände, die er verschuldete; der Protestsong baut sich Popanz auf, die er genusslich in der letzten Strophe sterben lässt:

Let me ask you one question:
Is your money that good?
Can it buy you forgiveness?
Do you think that it could?
I think you will find
When your death takes its toll
All the money you made
Cannot buy back your soul.

Der Tod, den die »Masters of War« der Gattung bereiten, fällt blind auf sie zurück; gerächt werden ihre Opfer erst in der Hölle, wo die Reichen hinkommen. Wie dumme der Protest sich machen liess, ist Joe Hills »Pie in the Sky« abzulesen, das vor fünfzig Jahren den faulen Trost, nach dem Tode werde es den Reichen heimgezahlt, als Lüge entlarvte:

Long-haired preachers come out
every night,
Try to tel you what's wrong and
what's right;
But when asked how'bout something
to eat,
They will answer with voices
so sweet:
You will eat, bye and bye,
In that glorious land above the sky;
Work and pray, live on hay,
You'll get pie in the sky when you die.

Pikant wird die Geschichte, wenn man Dylans Bemerkung zu »Masters of

War« liest: »I don't sing songs which hope people will die, but I couldn't help it in this one.« Solange nicht genannt wird, wer sterben soll, ist nicht einzusehen, weshalb das Lied einer Entschuldigung bedürfte. Nun liess sich freilich argumentieren, der Gegner sei eben namenlos geworden, weil die Herrschenden bloss Charaktermasken seien, deren Tod nichts helfe. Dieser Einwand übersieht den Kontext, in dem Agitation wirken muss. Freilich klingt die letzte Strophe des Leunalieds:

Aper Sipo (Sicherheitspolizei),
dir schwören wir Rache
Für vergossenes Arbeiterblut.
Es kommen die Zeiten der Rache,
Dann bezahlt ihr's mit eigenem Blut!

Anachronistisch und hilflos. Aber sie wurde nicht gedichtet, um vierzig Jahre später antiquarisch gelesen zu werden. Als sie entstand, war sie dem kämpfenden Proletariat durchaus verständlich und vernünftig. Sie gab Anweisungen zum Handeln, sie nannte den Feind, sie prophezeite ihm den Untergang. Wenn der Feind wechselte, änderte der Text:

In Freiburg sind viele gefallen,
Ja, in Freiburg floss Arbeiterblut.
Der Reichswehr, der schwören wir Rache
Für vergossenes Arbeiterblut!

»Masters of War« braucht nicht umgeschrieben zu werden. Sein Feind ist namenlos, weil es alle Feinde mit einemmal treffen soll. So nennt es keinen. Es wirft den Zornigen auf sich selbst zurück. Es kann also gut von CBS vertrieben werden, Beleidigungsklagen oder Strafanzeigen wegen Auforderung zum Landfriedensbruch sind nicht zu erwarten. Vorauszusehen dagegen, dass die ohnmächtig Zornigen sich auch die nächste Platte kaufen, um beim Zorn zu bleiben. Der Protestsong bleibt unapetisch; dass er wiederholt abgespielt werden kann, treibt ihm die letzte Spontaneität aus. Er bleibt immer derselbe; kein ungewöhnliches Ereignis kann in ihn eingreifen. Der Hörer bleibt doppelt ohnmächtig: Weil ihm der Song nicht zeigt, woraus seine Ohnmacht kommt und weil er ihn nicht eingreifen lässt. Das Kampflied konnte umgesungen werden; es wurde nur gesungen, wenn und wie es nützte. Der Song kann auch in Partys gespielt werden. Er bescheinigt den Zuhörern, dass sie nicht zur stumpfen Masse gehören. Denn der Protestsong wird nicht für die kämpfenden Massen des Proletariats geschrieben und vervielfältigt, sondern für die Liberalen, die nichts tun und doch nicht Faschisten sein möchten. Darum nennt er mitunter Feinde beim Namen: Die Reaktionen, denen es schon die Liberalen ansehen. Die Songs der Bürgerrechtsbewegung – die nicht einmal radikal-demokratische, sondern eine durchaus systemstabilisierende, liberale Bewegung war – kennen die Namen der Bêtes noires des amerikanischen Liberalismus: Wallace, Pritchett, Bull Connor. Sie nennen die liberalen Märtyrer: Medgar Evers, William Moore, Schwerner, Goodman, Chaney. Aber erst die Black-Power-Bewegung hat herausgefunden, dass die weissen Liberalen selber die Feinde sind. Die weissen Reaktionen möchten die Neger als Sklaven, die weissen Liberalen möchten die Neger als weisse. Was sie nicht möchten, sind die Neger als Neger. Konnte aber die Bürgerrechtsbewegung wenigstens politisches Bewusstsein fördern – und weder SDS noch Black Panther noch die Yippies kommen ohne die Erfahrungen der Bürgerrechtsbewegung aus –, verkümmerte der Protestsong zunehmend zum Trauergesang. Denn während die Mitglieder der Bürgerrechtsbewegung an der Basis

sich radikalisierten, wurden die Protestsänger in die Mittelschicht aufgenommen – als Künstler, die formschön sagen, wie es ist – und lernten die Resignation der Mittelschicht lyrisch überzuckern. Allenfalls reicht es noch (bei Ochs oder bei den Byrds) zu Drogen-Hymnen, die nur kritisch wirken können, weil die amerikanische Bürgerklasse nicht einmal fähig ist, die Drogen als das zu erkennen, was sie sind: Süsstoffe der Resignation. Dass der Protestsong den Liberalen politisches Bewusstsein zu bilden abnimmt, schlägt auf ihn zurück. Phil Ochs hatte auf einer frühen Schallplatte noch zur Dienstverweigerung aufgerufen und die Gewerkschaften angegriffen, weil sie die Interessen der Arbeiterklasse verraten hätten. Auf seiner neuesten Platte ist davon nur die melancholische Erinnerung an Joe Hill, den die Herrschenden auch fertiggemacht haben, übriggeblieben – freilich durch physische Vernichtung statt durch Integration. Davon sitzt der Hörer und trauert. Nicht genug kann betont werden, dass dieser Prozess sich objektiv durchsetzt. Die Entfaltung der technischen Produktionsmittel drängt dem Protestsong auf, selber zu einem der Rädchen in der Maschine zu werden, die er zerschlagen wollte. Das zutiefst Problematische am Protestsong war ja seine unreflektierte Feindseligkeit gegen Technik. »Dass er »folk song« am Anfang hiess, soll gar nichteren, dass er zu Lagerfeuern und Dorfgemeinschaften passt. Sein Verhältnis zur Technik war nicht avancierter als das der Ustermer Maschinenstürmer: Beide verwechselten die technischen Produktionsmittel mit der kapitalistischen Verfügung über sie. Als Bob Dylan 1965 am Newport Folk Festival mit seiner Folk-rock-Gruppe einführte, protestierten die Fans, die keine elektrischen Gitarren auf der Bühne sehen wollten. Dass der Sänger auf die unbegrenzten Möglichkeiten der Technik hereinfallen, die begrenzt werden durch

die über sie Verfügenden, ist ebenso konsequent wie die Weigerung der Fans, sich den schönen handwerklichen Blues versauen zu lassen. Beide verkörpern sie den realen Widerspruch: Dass nicht sie bestimmen, wie die technischen Produktionsmittel eingesetzt werden, in den scheinhaften: Dass die Technik den Folksong verfälschte. Dylan scheint die Konsequenzen gezogen und zum »mehrlichen« Folk sich gewendet zu haben: Nashville Skyline ist Hillybilly-Musik für bessere Leute. Dass er auf dieser Platte ein Duett mit Johnny Cash, dem Inbegriff nichttechnisierter Folk-Musik aufnahm, ist eine schöne Verneinung vor dem »Echten«. Johnny Cash, nebenbei, hat im Gefängnis von Folsom ein Konzert live aufgenommen und versichert auf dem Plattentext, wie schlimm es sei, in Gefängnissen zu leben. Indem er das Problem existentiell stellt, kommt er um eine Diskussion des Unterschieds zwischen Bankräubern und Black Panthers herum. Ihm heisst der Verbrecher ein armer Mensch, der betet, trauert und träumt. So dumme liess sich das klassenbewusste Volkslied nie machen:

Gar mancher hat dem Tod fürs Vaterland
Gar kühn ins Aug' gesehen,
Drum hat man als Verbrecher ihn verbannt
Um ein gering Vergehen.
So lohnt in Deutschland man den Mut,
Man lechzt nach Proletarierblut.
In Torgau, Torgau schmacht' manch braver Mann,
Ein feiger Schuft legt uns die Fessel an!

Und Woody Guthrie, auf den die Protestsänger sich zu Unrecht berufen:

Now as through this world I ramble,
I see lots of funny men,
Some will rob you with a six-gun
And some with a fountain-pen.
But as through your life you travel,
As through your life you roam,
You won't never see an outlaw
Drive a family from their home.

Und über Sacco und Vanzetti – der Richter, der sie zum Tode verurteilte, fragte einen Freund: »Did you see what I did to those anarchist bastards?« – schrieb Woody Guthrie ein Lied, das mit der Drohung endet:

You souls of Boston bow your heads,
Our two most noble sons are dead.
Where the Peoples' army marches
now to fight,
Sacco and Vanzetti will give us light.

Solche Lieder erschienen erst auf Schallplatten, als die Peoples Army endgültig zerrieben war. Heute kann der Liberale, wohligh und schauernd, sich anhören, was ihm hätte geschehen sollen, und zustimmen. Die technische Reproduzierbarkeit des Protests garan-

Drei Wochen Gefängnis wegen eines Liedes

Dresden, 3. Januar. (Eigener Bericht) Vor dem Schöffengericht fand gestern die Verhandlung wegen den Genossen Winkler aus Pirna, der Leiter der Ortsgruppe des Jung-Spartakus-Bundes in Pirna ist, wegen Beleidigung der Reichswehr statt. Es handelte sich um einen Demonstrationszug des Jung-Spartakus-Bundes in Pirna, bei dem ein Lied gesungen wurde, in dessen Kehreim Rache für vergossenes Arbeiterblut angedroht wird. Der Befehlshaber des Wehrkreiskommandos hatte deswegen Strafanzeige erstattet. Das Gericht verurteilte Winkler als Leiter des fraglichen Kindertrupps zu drei Wochen Gefängnis. Dem Wehrkreiskommando wurde Publikationsbefugnis erteilt.

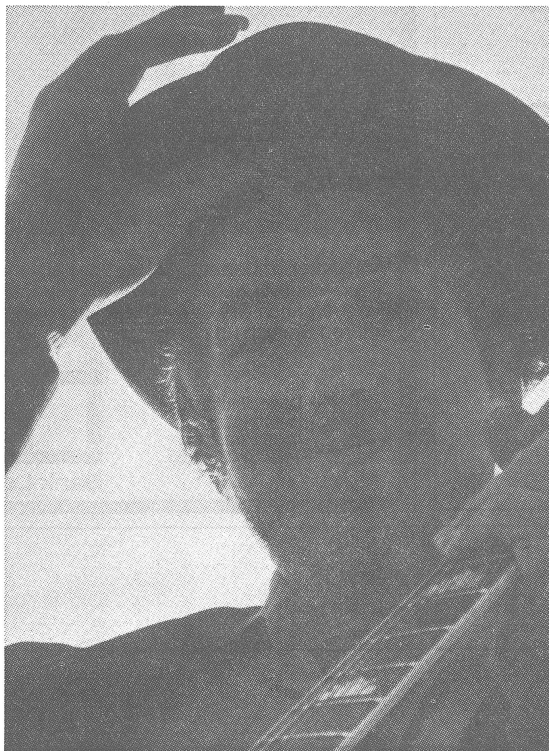
(Aus der Roten Fahne, 4. 1. 1928)

tiert seine Harmlosigkeit. Er wird auch nicht mehr umgesungen werden.

Das Arbeiterkampflied konnte nur mühsam verbreitet werden. Kleine Heften zirkulierten, teils heimlich, teils – wenn gewisse verbotene Texte ausgelassen wurden – offen. Die Zensur funktionierte nicht wie beim Protestsong von selbst, d. h. indem die Sänger sich versagten, ihre Lieder zu Ende zu denken, sondern musste mit Zwangsmaßnahmen durchgesetzt werden. Das Landeskriminalpolizeiamt Berlin gab 1931 ein Verzeichnis von Liedern strafbaren Inhalts heraus: »Das Lied vom roten Wedding... Paragraph 130 StrGB, Paragraph 5 Abs. 1 und 3, R. Sch. Ges. Strophe 3; Links usw. wir ziehen den Vorhang auf; Paragraph 5, 1 R. Sch. Ges.« Ein Arbeiter schreibt: »(Das Leunalied) wurde in Berlin-Schöneberg und dem alten Westen vom Roten Frontkämpferbund gesungen. Wurde die letzte Strophe gesungen, so verbot es die Polizei und schlug mit Mummiküppeln drein.« In neuester Zeit wiederholt derlei m. W. nur noch in Italien einzelnen Liedern (z. B. jenem mit dem Refrain »Johnson, Johns, Johnson boia, Johnson figlio di una troia«). Die Gefährlichkeit der proletarischen Organisationen für den Fortbestand des Kapitalismus zwang ihn, dem Proletariat noch die scheinbar harmlosesten Waffen zu entwinden. Dass heute der Protestsong nicht nur erlaubt ist, sondern von CBS in Millionenauflagen vertrieben werden kann, gibt ein gutes Mass für seine Gefährlichkeit. Was er beheben will, wollen die progressiven technokratischen Kapitalisten ebenso abschaffen; die Differenzen zwischen den »Gegnern« beschränken sich auf das Psychologische: ob Technik gut oder böse sei. Die Zerschlagung der proletarischen Front durch den Faschismus einerseits und die Öffnung gewisser Aufstiegskanäle und die Diffusion von Mittelschichtwerten andererseits haben das Arbeiterkampflied zur Reminiszenz gemacht. Dass der Protestsong an seine Stelle treten könnte, ist Illusion. Das Kampflied setzte ein revolutionäres Subjekt voraus, dessen Gewalt es auf ein Ziel richtete. Wo sich unter den Bedingungen des fortgeschrittenen Kapitalismus das revolutionäre Subjekt finden lasse, ist nicht klar (und nicht umsonst gelten Restriktionen gegen das Kampflied in Italien, wo noch ein potentiell kämpferisches Proletariat auszumachen ist). Das Kampflied, wie wir es aus der IWW-Zeit in den USA und aus der Weimarer Republik kennen, setzte eine Strategie voraus. Ob der revolutionäre Teil der Studentenbewegung in Mitteleuropa und den USA über punktuelle Aktionen ernsthaft hinausgekommen sei, kann bezweifelt werden. Strategische Appelle erhalten hier einen Zug ins schlecht Abstrakte. Sie können nicht die notwendigen Zwischenstufen ausmalen, sondern einzig Gegenwart und Ende. Mündliche Tradition, wie sie zum Kampflied gehörte – Lieder aus der Achtundvierziger Revolution tauchten noch nach dem Ersten Weltkrieg verändert auf –, fällt weg, wo die Massenmedien überall Mittelschicht-»Kultur« zu diffundieren vermögen. Gegen ihre Eleganz und Raffinesse nimmt sich das Kampflied ungehebel aus; das hemmt seine Überlieferung. Hinzu kommt, dass Kampflieder relativ kleine, stabile Gruppen zu ihrer Diffusion brauchen; solche Gruppen können in Massendemonstrationen Stützfunktion ausüben.

Das Bedürfnis nach Liedern scheint in der Studentenbewegung nicht (mehr) akut. Die Bürgerrechtsbewegung verliess sich noch auf sie; an SDS-Demonstrationen wird nicht gesungen. Die Stelle des Kampflieds nimmt der Sprechchor zunehmend ein. Er bedarf keiner Einstudierung, er kann jeder Situation angepasst werden. Er ist das

Fortsetzung auf Seite 23



Rotmord

Ein TV-Spiel in Buchform: »Rotmord« von Tankred Dorst und Peter Zadek bei div (Fr. 5.80). Ein Ansehbuch. In der Buchhandlung Sonnegg.

Astérix

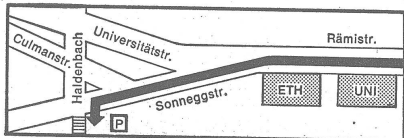
Neu, neu, neu: »Astérix et le chaudron«. Toll treiben es die alten Römer – und die alten Gallier (Fr. 8.—). In der Buchhandlung Sonnegg.

Underground

Ein Schweizer, Walter Hollstein, schrieb die bisher beste und lesbarste Analyse: »Der Untergrund« (Fr. 10.80). In der Buchhandlung Sonnegg.

Marcuse

Herbert Marcuse für jedermann: »Ueber Revolte, Anarchismus und Einsamkeit«. In Interviewform – nur Fr. 2.80. In der Buchhandlung Sonnegg.



Hier finden Sie uns. Keine 300 Schritte vom Poly entfernt.



Buchhandlung Sonnegg

Geöffnet: 8.30—12.15 und 13.00—18.30 Uhr

Paul Schibli, Sonneggstrasse 29
Tel. 34 07 88, 8006 Zürich

Matt und satiniert
Gekörnt für Aquarell

Satiniert

3 hervorragende schweizerische Zeichenpapiere. Sie bieten eine bisher nirgends erreichte optimale Lichtbeständigkeit. Ein Vergleichen ist nicht mehr möglich. Lassen Sie sich schon bei der nächsten Gelegenheit durch einen kritischen Vergleich augenfällig überzeugen.

SIHL

ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH TELEFON (051) 23 27 35

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung.

Tellerservices ab Fr. 2.60

All-In-Menüs (inkl. Getränk +50 und Kaffee +50)



Biber + Wellenberg

Die alkoholfreien Spezialitäten-Restaurants am Hirschenplatz, unterhalb der Uni, 92 Schritte vom Limmatquai.

aschinger-Biber, jeden Dienstag »Pizza di Roma«

In beiden Betrieben jeden Freitag Treffpunkt der Wähenliebhaber (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen im aschinger-Biber.

Japanische und indonesische Speisen im Wellenberg.

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27, Zürich 6
beim Poly, Tel. 47 64 59
A. Ruedlinger



DIAVOX

INSTITUT MODERNE DE LANGUES
1000 LAUSANNE

avenue de Beaulieu 19 Téléphone (021) 34 78 34

Français

pour étrangers: cours du CREDIF et BESANÇON

Anglais - allemand

cours du Centre de linguistique de Besançon

Laboratoire de langues

stages complets et intensifs de 11 semaines

(330 heures)

stages accélérés d'été de 8 semaines

(240 heures)

Cours à la demi-journée

Externat: tous âges dès 16 ans

Lieferung nur an konz. Firmen

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel en gros
Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich ☎ 051/42 83 11

BIELLA Ringbücher und Kollegbücher

Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und Farben, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»! Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11 Telefon 051 27 58 14
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

Rendezvous mit Geld

am Pfauen

Am Pfauen treffen sich Gelder aus der ganzen Welt — zum Beispiel Gelder für Studenten. Machen auch Sie es sich bequem und profitieren Sie von unserer Nähe.

Depositenkasse Heimplatz beim Kunsthaus
Tel. 051 / 23 18 55

BANK LEU
Bank Leu & Co AG

Ed. Truninger

Inh. H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9, 8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

Das Lichtpausatelier der Zürcher Studenten

Interview der FSZ mit Konrad Farner

Interimshoffnung der Philister

Im »zürcher student« Nr. 7/46 eröffnete der Basler Dozent Arnold Künzli mit seinem Artikel »Vernunft und Apokalypse«, in dem er der neuen Linken pseudoreligiöse Irrationalität vorwirft und die »kritische Theorie« mit dem dialektischen Prinzip der Negation als sowohl rationales als auch irrationales Instrument darstellt, eine Diskussion, welche – trotz gegenseitiger Bemühungen – zu keinem echten Dialog führte. In der Antwort »Hoffnung und Wissenschaft« im »zürcher student« Nr. 8/46 wehrt sich Dr. Konrad Farner vor allem gegen die unwissenschaftliche und verwirrende Vermischung der inadäquaten Anthropologien des Christentums und des Marxismus; die Irrationalität des Prinzips der Negation versucht Farner durch den Hinweis zu widerlegen, dass nicht die Negation dem Menschen Aufgaben stelle, sondern der Mensch sich seine konkrete, geschichtliche Aufgabe selber stellt, welche er nicht erfindet, sondern vorfindet. In der Duplik

von Arnold Künzli »Antwort an Konrad Farner« im »zürcher student« Nr. 2/47 wird offenbar, was eigentlich von vornherein bereits bekannt war: die Argumente und Gegenargumente stossen ins Leere, die unterschiedlichen Auffassungen lassen sich nicht mehr auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Auch wenn man den Sinn der Argumentation noch versteht, die Argumente selber bleiben einander unverständlich.

Mit diesem Interview von Konrad Farner durch die FSZ hoffen wir diese Diskussion abschliessen zu können, im vollen Bewusstsein, dass diese letzte Position einseitig ist und bleibt. Doch so einseitig das Interview ist, dem kritischen Leser zeigt sich leicht, dass Ausgangsbasis und Denkmethode so weit voneinander entfernt sind, dass Polemik und unnützer Streit um die Wissenschaftlichkeit des Gegners beinahe zwangsläufig die rationale Diskussion ersetzen muss.

FSZ: Anlass dieses Interviews ist die unseres Erachtens ungenügende und unsachliche Antwort Arnold Künzlis an Sie. Es ist uns aufgefallen, dass Künzli die Diskussion vom Theoretischen auf das Moralisierende verlagerte, so u. a. indem er Ihnen vorwirft, sie spielten sich als Märtyrer auf. Halten Sie sich wirklich für einen Märtyrer?

KF: Ich finde dieses Schlussfeuerwerk das Billigste in Künzlis Duplik. Ich will hier ganz eindeutig sagen: Ich habe mich nie als Märtyrer betrachtet. Dazu eigne ich mich gar nicht. Im Gegenteil, die Verfolgungen von 1956/57 waren nicht, um mich zu bemitleiden, sondern die helvetische Zukunft betrachte, nicht die letzten sein. Sie sind als Berufsrisiko Teil meiner Existenz. Ich betrachte mich nämlich als revolutionären Marxist; als solcher muss ich Verfolgungen in die Rechnung meines Lebens einsetzen. Wenn Künzli auf den Text des Vorspanns hinweist, so möchte ich feststellen, dass dieser ohne mein Wissen geschrieben wurde. Wenn ich hier und da von den Verfolgungen spreche, so nicht, um mich zu bemitleiden, sondern um den Klassenkampf in der Schweiz zu charakterisieren. Diesen Klassenkampf, der weit mehr verlangt als Katheder-Nonkonformismus, besonders angesichts einer Globus-Polizei und der IMP und der Verfolgung rebellierender Studenten im In- und Ausland. Charakteristisch für Künzli, dass er die Schweiz als solche, die Demokratie als solche anklagt, wo es doch gilt, die herrschende Klasse der Schweiz, die bürgerliche Demokratie zu entlarven. Wenn Künzli erst noch von einer Märtyrerpöse schreibt, so nenne ich das billige Diffamierung und überhebliches Gefasel. Das ist meines Erachtens Resultat einer Mentalität, die ich als moralinsaure, schleimige Kleinbürgererei bezeichne. So ist es auch kein Zufall, dass Künzli in der Schweiz keinen echten marxistischen Gesprächspartner findet.

FSZ: Nach unserer Meinung ist Künzlis Denken ein punktuelles Standort-Denken; ihm zugrunde liegt der Gestus der harmlosen Skepsis. So setzt er Theologie gegen Marxismus, Marxismus gegen Positivismus oder Positivismus gegen Theologie ein, je nach dem Gegner. Charakteristisch für dieses Verfahren ist das Ausspielen des »guten« Marxisten Bloch gegen den »bösen« Marxisten Farner. – Uebrigens, wie war das mit Ernst Bloch?

KF: Das Gespräch Bloch-Farner hat Künzli ungenau und unvollständig wiedergegeben. Es stimmt, während der Tafelrunde ist Künzli nicht zu Wort gekommen, im Gegenteil, Bloch wie ich waren uns einig, dass es in der marxistischen Geschichtsbetrachtung kein »Paradies« im herkömmlichen Sinne gebe, noch weniger ein »entfremdetes Paradies«, das als solches gar nicht möglich ist, weil gerade Entfremdung den denkbar grössten Gegensatz zum »Paradies« darstellt, und somit der Buchtittel Künzlis ein Widerspruch in

sich ist. Künzli verliess daraufhin den Raum. Die Fragen Blochs lauteten dann: Wer war dieser Mann? Wie verhielt er sich während Ihrer Verfolgung? Ist er damals öffentlich und vernehmlich dagegen aufgetreten? – Alle Anwesenden wussten von einem solchen Protest nichts zu berichten.

FSZ: Zu dieser moralisierenden Polemik Künzlis gehört auch der Vorwurf, Sie seien »Stalinist« gewesen. Wir meinen, dass durch die Personalisierung die Reflexion auf das geschichtliche Theorie-Praxis-Verhältnis abgeschnitten wird. An ihre Stelle tritt die blosse Beschreibung individuellen Verhaltens vor dem Hintergrund geschichtlicher Abläufe.

KF: Es stimmt, ich stand vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg eindeutig auf Seiten der Sowjetunion. Ohne diese »stalinistische« Sowjetunion hätte höchstwahrscheinlich Hitler zuletzt den gesamten Kontinent auf lange Zeit hinaus beherrscht, und Herr Künzli könnte heute nicht im »zürcher student« schreiben. Zudem ist zu betonen, dass dieses komplexe Phänomen des sog. »Stalinismus« nur gesamtgeschichtlich und dialektisch zu fassen ist und nicht der verabsolutierenden und moralisierenden Kategorien kleinbürgerlicher Mentalität. Nicht, dass ich die Verbrechen jener Zeit sanktioniere, aber ich finde es grotesk, wenn jemand, der praktisch völlig abseits der Geschichte steht und nicht im geringsten etwas zur wirklichen Geschichte beiträgt, hier als Schönredner Zensuren austeilte. Ich persönlich habe nicht, wie Künzli pseudoteologisch verneint, aus eschatologischer Verblendung jahrzehntelang die russische Revolution und die Sowjetunion verteidigt, sondern aus historischer Einsicht, die oft nicht leicht zu rechtfertigen war. Diese »historische Selbstreflexion« um mit dem tschechischen Philosophen Gardavsky zu reden, kann Künzli als Nichtmarxist gar nicht kennen.

FSZ: Um den polemischen Teil Künzlis abzuschliessen, noch eine Frage: Was sagen Sie zur Charakterisierung Ihrer Person: Sie seien ein »Theologe des Marxismus«?

KF: Ich habe allerdings auch Theologie studiert und bin im Seminar von Karl Barth gessen. All das habe ich mit Wissen der Dozenten ausdrücklich als Marxist getan. Im Gegensatz zu andern meine ich, dass man als Marxist nicht mit Christen diskutieren kann, ohne sich mit dem Wesen des Christentums eingehend befasst zu haben. Mich deshalb einen »Theologen des Marxismus« zu heissen, ist nicht nur ein Missverständnis, sondern Dummheit.

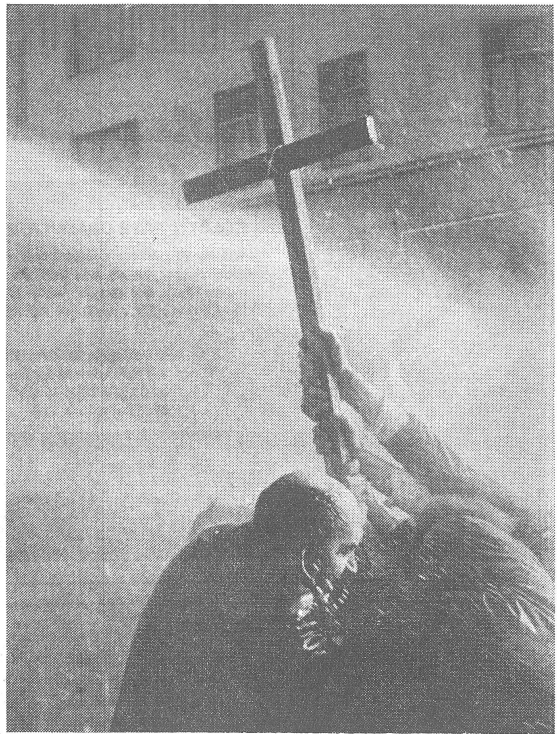
FSZ: Kommen wir nun zum Kern der Sache: Gerade im Zusammenhang mit dem Vorwurf, Sie seien ein »Theologe des Marxismus«, beruft sich Künzli auf einen empirisch-analytischen Wissenschaftsbegriff. Er schreibt u. a.: »Nach meiner Ansicht ist es in der Wissenschaft erlaubt, mit Hypothesen zu arbeiten... die freilich einer Legitimierung bedürfen. Legitimiert oder demontiert werden solche Hypothesen durch das nachprüfbar Ergebnis der mit ihrer Hilfe vollzogenen Untersuchung.« – Als Beispiel für eine solche Hypothese führt Künzli an: »Die Theorie von Marx (sei) eine innerweltliche Eschatologie.« Gerade diese Hypothese ist aber ein Musterfall für einen nicht nachprüfbar Satz; sie ist eine Leerformel im strengen analytischen Sinne. Bei einem solchen Wissenschafts-Verständnis ist es nicht verwunderlich, wenn Künzli schreibt: »Explizit steckt der »Weltgeist« Hegels gewiss nicht (in der »Marx'schen Theorie), da hat Farner selbst-

verständlich recht, aber Weltgeist, Metaphysik und Heilsplan stecken 'explizit in so vielen Texten von Marx, dass es wissenschaftlich nicht erlaubt ist, diese Texte einfach unter den Tisch zu wischen.« Was halten Sie davon?

KF: Wenn man »explizit« etwas nicht beweisen kann, so greift man – es ist ein alter, pseudowissenschaftlicher Trick – zum »implizit«. Mit andern Worten: man geheimnist etwas hinein, das man gern drinnen haben möchte. Uebrigens: Künzli ist bezeichnenderweise gar nicht auf mein Hauptargument eingegangen, auf die Ausführungen Lüthi in bezug auf das »Selbstverständnis« des Marxismus. Ebenfalls begreift Künzli nicht die Dialektik zwischen autonomen Menschen und geschichtlichem Weltprozess.

FSZ: Ja, uns scheint, dass der Begriff Dialektik Schlüsselcharakter für diese Diskussion hat. Der Anstrengung, Real-Dialektik einerseits und Dialektik als Denkform der Kritik in der Marx'schen Theorie andererseits zu begreifen, entgeht Künzli dadurch, dass er den »Akt« auf den »deterministischen« Marx legt. Charakteristisch dafür ist sein Verweis auf Hegel und seine Stellung zur Oktoberrevolution. Was sagen Sie dazu?

KF: In bezug auf Hegel möchte ich nochmals festhalten, dass diese Philosophie den gewaltigen Übergang von der Theologie zur Philosophie bildet und dass eben dieser Übergang nur realdialektisch gefasst werden kann, in bezug sowohl auf die Person Hegels wie auf die Zeit Hegels: Seine Setzung des »Weltgeistes« ist zuletzt die Setzung der Philosophie anstelle der Theologie, weil er, und dies scheint mir der Kernpunkt Hegels zu sein, die Gnade Gottes vollends in die Vernunft verlegt. Es sind, trotz Künzli, zwei verschiedene Ebenen, die wohl dialektisch in Hegels System zusammenkommen; kein Zufall auch, dass Hegel teilweise noch in theologischen Begriffen spricht, da er von der Theologie herkommt. Kein Zufall weiter war die Trennung der Nachfolge in Links- und Rechtshegeleaner. Und um auf Künzlis Kapitelüberchrift »Noch keine Revolution nach Marx'schen Theorie« zurückzukommen: Es gibt bei Marx kein exaktes Modell einer Revolution, wie es z. B. Kautsky verneinte.



Die Neue Linke, eine (pseudo)religiöse Bewegung?

Bereits Rosa Luxemburg ist diesem Schematismus entgegengetreten. Gewiss: die Oktoberrevolution von 1917 entsprach nicht den mechanischen Vorstellungen Kautskys, aber sie war gleichwohl eine Revolution, die grundsätzlich der marx'schen Geschichtsauffassung entsprach, es sei denn, Lenin sei kein Marxist gewesen. Darüber zu reden, halte ich für müssig.

FSZ: Uns scheint weiter bezeichnend für Künzlis unscharfe Analyse, dass er aus Ihrer Feststellung, »der Kommunismus sei tief eingebettet in die Geschichte des Christentums«, schliesst, Sie hätten behauptet, »eine immanente Erlösungsreligion scheine zu obliegen«. Was sagen Sie zu dieser Ihrer Behauptung?

KF: Ausdrücklich sagte ich: Scheint. Es ist die Annahme nicht weniger Christen. Aber dass ein Positivist, wie Künzli es sein möchte, dies als Aufhänger für seine Hypothese verwendet, ist typisch: Für einen Christen lasse ich dies weitgehend gelten, für einen Nichtchristen jedoch nicht. Dass Künzli weiter, wie leider viele andere, Kommunismus vollumfänglich identifiziert mit Marxismus, ist heute allerdings nicht verwunderlich. Diese Identifikation jedoch ist nur systematisch möglich, nicht aber historisch. Der Kommunismus ist weit älter als der Marxismus, und es gibt nicht nur die Möglichkeit eines marxistischen Kommunismus, sondern auch eines christlichen oder buddhistischen oder islamischen Kommunismus. Und das Gespräch Christ-Marxist dreht sich heu-

te vor allem nicht um Gott oder die Transzendenz, sondern um die Verwirklichung der kommunistischen Gesellschaft. Der Kommunismus ist eine gesellschaftliche Kategorie, der Marxismus eine weitgreifende Wissenschaft als Fassung und Veränderung der Welt.

FSZ: Sie sprechen hier von Marxismus. Uns scheint, dass Künzli's Pluralistik sich um die marxistische Praxis als konkrete, revolutionäre Veränderung der Welt drückt. Ein Beispiel: Der Artikel »Mit Marx gegen Moskau« (National-Zeitung, 18. 5. 69), wo Künzli als Zuschauer des Welttheaters auftritt und die Differenzen zwischen der Sowjetunion und China beschreibt: »... darf andererseits nicht übersehen werden, dass keine einzige kommunistische Partei den 21. August 1968 zum Anlass genommen hat, sich unmissverständlich und endgültig von Moskau loszusagen und so den Staffettenstab des 'Sozialismus mit menschlichem Antlitz' zu übernehmen, der den Tschechoslowaken so brutal aus der Hand geschlagen worden war.«

KF: Abgesehen von der Frage, wer den Tschechoslowaken den Staffettenstab in die Hand drückte, sei vermerkt, dass diese überhebliche, schulmeisterliche Formulierung genau einer zwischenrevolutionären Situation entspricht, wo zahllose Pseudosozialisten und Pseudorevolutionäre ihre schönfärbischen Phrasen laut werden lassen als, wie es in einer ähnlichen Zeit vor bald 150 Jahren formuliert wurde, »Interimshoffnung der Philister«.



Letzte, allerletzte Runde ...

Akademische
Buchhandlung

WURZEL

Mühlegasse 19
bei der
Zentralbibliothek
Tel. 32 14 80



GOLDEN GATE

NEU - GOLDEN GATE GRANULATED vacuum-verpackt in 100 g-Dosen

Wie im 40 g-Vacuum-Beutel bleiben Tabak und Aroma herrlich frisch. Auch Nichtraucher lieben den Duft dieser Amerikaner-Mischung von internationalem Rang. Der Genuss währt länger, weil GOLDEN GATE GRANULATED langsam verglüht. Anfänger schätzen es, dass er sich so gut stopfen lässt.

Sie erhalten **Gratismuster**.
Einfach Adresse senden an:
TABAKFABRIK LANDHAUS,
5712 Beinwil am See



Beutel
40 gr
Fr. 1.70



grosse Dose
260 g
Fr. 10.50



Dose 100 g Fr. 4.20



Securitaswächter


Jedes Jahr arbeiten gegen hundert Studenten während der Semesterferien oder bei anderer Gelegenheit als

bei uns. Die Arbeit des Wächters ist abwechslungsreich und interessant. Der monatliche Verdienst beträgt Fr. 1150.— bis Fr. 1300.—.

Suchen auch Sie eine Ferienbeschäftigung?

Wenn Sie sich für mindestens vier Wochen vollamtlich zur Verfügung stellen können, so nimmt unser Personalchef Ihre Anmeldung gerne entgegen. Für nähere Angaben können Sie sich jederzeit an ihn wenden.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, 8021 Zürich, Tel. 27 43 10



500 m oberhalb der Uni

montieren wir Ihnen
PNEUS
zu günstigen Preisen
(Alle bekannten Marken)

Pneuhaus W. H. Kleinheinz
Culmstrasse 83, 8033 Zürich
Tel. 28 37 15



Apotheke Oberstrab Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker



Fluntern

Die Bank für Professoren,
Assistenten, Studenten
berät Sie in Ihren finanziellen
Problemen, wie

Kredit

für Praxiseröffnung,
Zahlungsverkehr mit In-
und Ausland, Kapitalanlage.

*
Lassen Sie sich von uns beraten.
Unser Verwalter H. P. Keller
steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 47 57 47, bei der alten
Kirche Fluntern, Tram 6 und 5,
zu Fuss 5 Minuten ob
Kantonsspital.



Holzblasinstrumente Blechblasinstrumente Schlagzeug-Kombinationen in Miete

In unseren Ateliers kontrollierte, vollwertige Blas- und Schlaginstrumente. Monatsmiete mit teilweiser Anrechnung bei späterem Kauf:

Trompeten mit Pistonventilen	Fr. 14.—
Klarinetten	Fr. 14.—
Böhm-Flöten	Fr. 16.—
Sopran-Saxophone	Fr. 18.—
Alt-Saxophone	Fr. 20.—
Tenor-Saxophone	Fr. 25.—
Bariton-Saxophone	Fr. 30.—
Zugposaunen	Fr. 14.—
Trompeten mit Zylinderventilen	Fr. 10.—
Flügelhörner	Fr. 10.—
Schlagzeugkombinationen und andere Instrumente	Fr. 35.— bis 50.—



MUSIKHAUS HUG & CO., ZÜRICH

Limmatquai 26, Tel. 051 - 32 66 50
Blas- und Schlaginstrumente, Grammo-
Limmatquai 28: Saiteninstrumente, Musikalien

Füsslistrasse 4 (gegenüber St. Annahof): Pianos, Flügel,
elektr. Orgeln, Radio, TV, Grammo, Stereo, Bandrecorder

Wettere HUG Geschäfte in Winterthur, St. Gallen, Basel, Luzern, Solothurn,
Olten, Neuchâtel, Lugano

Ihr Besuch freut uns

Unibar
neue Mensa der Universität
Erfrischungsraum
Erfrischungsraum
Karl der Grosse
Olivenbaum

Universitätsgebäude
neue Mensa der Universität
Zahnärztliches Institut
Tierspital
Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)
Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaffen

Besser geht's mit Coca-Cola



TRINK
Coca-Cola
SCHUTZMARKE
Coke
SCHUTZMARKE
LIMONADE GAZELLE



COCA-COLA und COKE sind eingetragene Marken

REFRESCA AG, ZÜRICH, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Godard ist Godard bis 1966

Gehobene Pöbelelei gegen einen Filmer, der sich für die Gesellschaft zu retten beginnt

Jean-Luc Godard, das ist unbestritten, ist der produktivste Filmer, der aus der französischen neuen Welle hervorgegangen ist. Danach scheiden sich an ihm allerdings die Geister der Filmkritik. Entweder war man Godard-Fan oder nicht. Die ersten überlegen, bis sie mit einem Godard konfrontiert wurden, der nicht mehr nur von Eingeweihten verstanden werden konnte. »La Chinoise«, »Week-end«, »One plus One« und die Tatsache der Mitarbeit an »Loin du Vietnam«, weniger der Beitrag dafür, ebenso wie Godards Aktivismus auf dem Festival von Cannes im vergangenen Jahr, die Mitarbeit an den Etats généraux der französischen Film- und Fernsehproduzenten im Mai des vergangenen Jahres – all das zeigt Godard auf einem Weg, der sich immer mehr löst von den Positionen, die er zuvor eingenommen hatte.

Um diese Entwicklung deutlich, die Zäsur erkennbar zu machen, wird im folgenden stichpunktartig versucht, den ideologischen Gehalt des Schaffens Godards bis hin zum Jahre 1966 (»Pierrrot le Fou«) zu durchleuchten, um zu zeigen, was Godard hinter sich, was er verloren, was er gewonnen hat.

Tod

Michel Poiccard wird auf der Flucht erschossen (»A bout de souffle«, 1959); Véronique wird gefoltert und getötet (»Le petit soldat«, 1960); Nana wird auf offener Strasse erschossen (»Vivre ou vivre«, 1962); Ulysse und Michelange werden erschossen (»Les carabinières«, 1962/63); Camille und Prokosch sterben nach einem Autounfall (»Le mépris«, 1963); Arthur wird erschossen (»Bande à part«, 1964); Ferdinand sprengt sich in die Luft (»Pierrrot le fou«, 1966).

Der Tod gewinnt bei Godard metaphysischen Charakter durch seine Enttarnung als ein übernatürliches Phänomen, das durch seine Unerklärbarkeit zu einer konkreten, zur einzigen konkreten Dominante eines ansonsten realen, determiniert ablaufenden Lebens wird. Durch den Tod wird Freiheit gewonnen. Das Leben ist – die klassische griechische Todesphilosophie und die eines Heideggers stehen dabei Pate – ein Sterben. Durch diese Bestimmung des Todes erhält sowohl Leben als auch Sterben einen transzendenten Sinn, der sich jeder Rationalität verschliesst. Der Tod wird als unabhängiger Wert ausgegeben, der keiner Legitimation bedarf, nicht korruptierbar ist – so heisst es in »Le petit soldat« nur Grossaufnahme eines Revolvers: ein schöner Gegenstand; schwarz und nicht zu korruptieren – und sich in seiner Erscheinung selbst begründet und rechtfertigt. Das Leben als Erreichen der Freiheit, impliziert gleichzeitig, dass Freiheit im Leben nur als Tod möglich ist und erst dort seine höchste Erfüllung erfährt.

Wenn Leben als Leben zum Tode verstanden wird, wenn es seine Antriebe aus seiner eigenen Negation erhält, wenn das Leben erst ist, wenn es nicht mehr ist, wenn die Wirklichkeit – daraus folgen – nicht mehr als verstehbar, sondern nur noch als erleidbar, als fühlbar dem Leben entgegensteht, dann flieht dieses Leben aus der Wirklich-

keit und richtet sich in der Resignation und Passivität ein, sein Schicksal erwartend, und demzufolge heisst Freiheit, das »tun zu können, was man will«. Im Rückzug auf einen Individualismus, der nicht begründbar ist, weil er sich als Subjekt einer unerklärlichen objektiven Wirklichkeit gegenüberstellt, verstellt sich Godard selbst den Blick auf die Wirklichkeit, verstellt er sich selbst die Möglichkeit, sich als ein Homo socialis zu reflektieren. Reflexionen sind deshalb folgerichtig bei Godard auch immer nur mathematisierte Tautologien, die keinerlei Erkenntnischarakter in Hinsicht auf die objektive Wirklichkeit haben, sondern sich einzig durch ihren formalen logischen Charakter auszeichnen. »Une femme est une femme«

Weil wahr nur der Tod ist, müssen die Reflexionen unwahr sein, weil sie zur Sprache gewordene, begriffene Wirklichkeit sind. In ihrer beliebigen Austauschbarkeit – die Funktion des Zitats bei Godard zielt in diese Richtung – und Widersprüchlichkeit zeigt sich die Unwahrheit der Reflexionen und gleichzeitig die Unwahrheit des Lebens, welches nur in kontemplativer Freiheit auf die Erlösung warten kann.

Die Frau

Godards ursprünglich für »Une femme mariée« gedachter Titel »La femme mariée« offenbart, gleichsam in der Nusschale, sein ungeschichtliches Bewusstsein. Die Frau – Heilmittel zur Wiedererlangung einer deformierten und destruierten Wirklichkeit in der Liebe zu ihr – ist bei Godard charakterisiert im Sinne eines typisch weiblichen, dessen Eigenschaften sich im Begriff des Infantilismus zusammenfassen lassen. Es sind kindliche, unschuldige, unwissende, gläubige, »natürliche« Wesen, die in einem Paradies zu leben scheinen, je unvermittelter ihre Beziehung zur Wirklichkeit ist. Indem Godard die Frau in dieser Weise repro-

duziert, reproduziert er gleichzeitig ein bürgerliches Bewusstsein von der Frau, welches eine ihren Intellekt gebrauchende Frau als Mannsweib zu brandmarken und abzuqualifizieren sich leicht sein lässt.

Bezeichnend ist die Untätigkeit der Frauen in seinen Filmen. Weder sind sie in den Produktionsprozess einbezogen noch in die Emanzipation ihrer selbst. In solcher Ontologisierung eines historischen, überwundenen Bewusstseins sanktioniert Godard über die historischen Bedingungen hinaus die Repression gegenüber den Frauen.

Der biologische Unterschied zwischen Mann und Frau wird so zum Anlass genommen, auf die notwendigen sozialen Unterschiede der Rolle der Geschlechter zu verweisen, anstatt in der durch die bürgerliche Gesellschaft vorgenommenen Zuordnungen der Verhaltensweise ein bürgerliches Ideal in dem Sinne zu sehen, dass die aus dem »natürlichen Prinzip« abgeleiteten Rollen erst durch ihre Manifestierung innerhalb der Gesellschaft jene Wirksamkeit erreichen, die im »Natürlichen« der Frau angelegt scheinen. So verdinglicht und verdoppelt Godard durch sein emphatisches Beschwören einer natürlichen Fraulichkeit ein längst auf den Müllhaufen des geschichtlichen Bewusstseins abgelegtes Wunschdenken, das sich nur durch den Glauben an sich selbst zu erhalten weiss und auch die Emanzipation des Mannes verhindert.

Wissenschaft

Wenn es nach Godard ginge, müsste Wissenschaft verboten sein. Astronomie und Astrologie sind hier identisch. Er hat für Wissenschaft keinen falschen, sondern überhaupt keinen Begriff. Das Zukunftsbild, das er in »Alphaville« entwirft, steht in gleicher Beziehung zur Wirklichkeit wie Linckes Operette »Frau Luna« zur Raumforschung.

Indem er den Computer als Deux ex machina dämonisiert und diffamiert, und gleichzeitig Lemmy Caution als das einzig lebendige, weil der Emotionen fähige Wesen aufbaut, das dieser unwirklichen, den Menschen fordernden Welt zu entrinnen vermag, heroisiert Godard eine unvermittelte Imerlichkeit, der Wissenschaft zuwider sein muss. Denn Wissenschaft, die Erkenntnis über die Wirklichkeit erlangt, ist für Godards unbegreiflich »organisierte« Wirklichkeit eine Bemühung, die es zu verwerfen gilt, gerade weil sie sich bemüht, die Organisation der Wirklichkeit auf einen Begriff zu bringen.

Godard diffamiert die Wissenschaft nicht als eine bestimmte, nicht weil sie zur Unterdrückung des Menschen benutzt wird, weil sie als Herrschaftsmittel verwendet wird, sondern weil er sie nicht zu begreifen vermag, weil sein mystischer Universalismus, der in der Suche nach einer totalen, allerdings nicht formulierbaren Wahrheit gipfelt, einer rationalen Untersuchung von Teilwirklichkeiten entgegensteht.

Schauspieler

Die von Apologeten Godards vielbewunderte Arbeitsweise einer fast totalen Improvisation, einer filmischen Commedia dell'arte, ist die konsequente Fortsetzung seiner mystischen Weltanschauung. Bezeichnenderweise sind die Hauptdarsteller immer »dieselben« – auch wenn ihr Name sich ändert. So wie Léaud Godard zu sein scheint, so ist Belmondo ein aktivierter Godard. Karina ist Méri! ist Wiazemsky. Die physische Kontinuität entspricht einer psychischen. Die Schauspieler spielen sich selbst und bedürfen einzig ihres schauspielerischen Könnens, um Godards Begabung eines geschickten Metier en scène nachzukommen, um die grosse Anzahl der theatralischen Gags zu »spielen«.

Die Schauspieler haben sich so zu bewegen, wie sie sich bewegen, weil sie nur dann sind, wenn sie sich »frei« bewegen. Im Gegensatz zu einer Brecht'schen Dramatik, die mancher allzu gerne bei Godard verwirklicht sehen will, wird innerhalb des Gespannes Unterhaltung und Belehrung die Belehrung vollständig vernachlässigt. Im Sinne Godards ist das nur konsequent:

Bob Dylan: Das blöd gemachte Bewusstsein

Fortsetzung von Seite 19
exakte Korrelat der punktuellen Aktion. Ob er im Rahmen strategisch konzipierter Politik einziger Träger massenhafter Agitation bleiben wird, ist vorläufig nicht abzusehen. Inzwischen wäre vom Kampflied vor allem zu lernen, dass es sich nicht dekretieren lässt. Wenn es nicht aus dem Kampf der Masse hervorgeht, bleibt es akademisch. Der Versuch, Kampflieder des neunzehnten Jahrhunderts auszugraben, hat Züge von Volksmusikpflege. Die Pariser Mäusersprüche und die »Sprechchöre« haben dagegen ihre Effektivität ziemlich gut bewiesen.

Wo die Throne wanken, Helfen Schweizer Banken – bei der Schahdemonstration – oder Bei unserer Jurischiecht, muss mer emal mischte d Hultei ghört i d Chischte – Justizdemonstration – Solche Sprechchöre sind einprägsam und transportieren ethische relevante Information. Sie erlauben vor allem, um die peinliche Psychologisierung und um die Übernahme von Soldaten- und Liebesliederkitsch herumzukommen, von der sich das Arbeiterkampflied nie recht zu befreien vermochte:

Von all' unsern Kameraden
War keiner so lieb und so gut
Als unser kleiner Trompeter,
Ein lustig Rotgardistenblut.
Es geht auf ein Soldatenlied zurück, das anhebt:

Von allen Kameraden
War keiner so frohmget
Als unser kleiner Trompeter
Ein jung' Husarenblut.
Solcher Schund scheint unvermeidbar, wo auf mündliche Tradition zurückgegriffen wird. Das Verschwinden des Volkslieds aus dem »Liederschatz«, den die Kinder lernen müssen, hat, an solchen Elaboraten gemessen, sein Gutes. Die Ausschaltung kleinbürgerlicher Elemente der Ueberlieferung befreit auch vom aggressiven Bilderschatz des Volkslieds, das von Blut- und Rachedanken zehrt:

Aber Sipo, dir schwören wir
Rache
Für vergossenes Arbeiterblut!
Es ist ungleich weniger Ausdruck sozialistischen Bewusstseins als der Berliner Sprechchor:
Macht aus Polizisten
gute Sozialisten
– in dem das Bewusstsein von der faktischen Klassenlage der Polizisten nicht ausgelöscht wird durch die Tatsache, dass sie Klassenverräter sind. Das wird auch nicht durch die Feststellung erle-

WURZEL

bei der
Zentralbibliothek

DER SPEZIALIST FÜR DAS WISSENSCHAFTLICHE BUCH

denn innerhalb einer »unwirklichen« Wirklichkeit, deren Prinzip die Unlogik ist, die nicht erkennbar ist, die nicht durch die Vermittlung des Subjekts auf einen objektiven Stand gebracht werden kann, demzufolge auch nicht veränderbar ist, kann keine sinnvolle didaktische Geste erfolgen, weil die Belehrung ein notwendiges Ziel fordert. Belmondo ist Belmondo – ganz im Sinne Godards – weil Belmondo kein Bewusstsein haben kann, dass es ihm möglich macht, Nicht-Belmondo zu sein.

Damit konturiert sich auch in der Verwendung der Schauspieler der reaktionäre Gehalt der Weltanschauung Godards, die – nicht unwesentlich durch die Mystifizierung des Todes – faschistische Züge annimmt, was das Tun des Menschen als ein schicksalhaftes, von ihm losgelöstes verstanden wird.
Rurs Hard

dig, die Brutalität der Polizei in der Weimarer Republik sei ungleich grösser als jene der heutigen. Das Arbeiterkampflied heute dient vorab zur Kritik dessen, was als Protest sich aufspielt und doch nichts anderes ist als Zelebration von Mittelklassewerten. Die Relevanz solch multiplizierten Protests hat Phil Ochs selber an einem peripheren Problem dargestellt:

Smoking Marijuana
is more fun than drinking beer,
but a friend of ours was captured
and they gave him thirty years.
Maybe we should raise our voices,
ask somebody why.
But demonstrations are a drag,
besides we're much too high.
And I'm sure it wouldn't interest
anybody outside of a small circle of friends.

Wenn der Widerstand sich zur Sprache bringen soll, kann er nicht historisierend vorgehen; was ihm nützt, wird er durch Praxis erproben müssen. Vom Arbeiterkampflied ist das zu lernen: Der Wert eines Agitationsmittels bemisst sich nach seiner Nützlichkei, nicht nach ästhetischen oder antiquarischen Kriterien.
Ruedi Lüscher

»zürcher student«

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich, der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und der Dolmetschenschule Zürich.
Erscheint achtmal jährlich.
Redaktion: Franziska Reck, Christian Rentsch, Johann-Andreas Makowsky, Werner Troxler, Bruno Kieber.
Verantwortlich für Produktion, Vertrieb, Werbung und Finanzen: Christian Rentsch.
Redaktion und Administration: Rämistrasse 66, 8001 Zürich, Schweiz; Telefon (051) 47 75 30. Postcheckkonto 80-35598.
Druck und Versand: Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich; Telefon (051) 27 09 50.
Inserate: Dr. H. Dütch, Bahnhofstrasse 37, 8001 Zürich; Telefon (051) 23 83 83, Postcheckkonto 80-286334.
Einzelbezugspreis 80 Rappen, Jahresabonnement Fr. 6.– auf Konto 80-35598.
Unverlangt eingesandene Manuskripte bitten wir Rückporto beizulegen. Die Redaktion ist nicht verpflichtet, Artikel zu publizieren.
Die im »zürcher student« erschienenen Artikel geben jeweils die Meinung des Verfassers wieder; diese deckt sich nicht unbedingt mit derjenigen der Redaktion, einzelner Redaktoren oder der Studentenschaft. Offizielle Mitteilungen der Studentenschaften sind entsprechend bezeichnet.
Der »zürcher student« ist unabhängig von politischen Gruppen oder Geldgebern. Einziges kommerzielles Ziel ist es, selbsttragend zu erscheinen. Die Redaktion ist je zur Hälfte von den Studentenschaften der Universität und der ETH gewährt.



Arbeiten im Produktionsprozess – bei Godard nie.

(Photo: Ernst Liniger)

Werden Sie Haftpflicht-Millionär!

Für weniger als 10 Rappen im Tag versichern wir Ihre gesetzliche Haftpflicht als Privatperson und Familienvorstand bis zu einer Million Franken pro Ereignis.

«ZÜRICH»

Versicherungs-Gesellschaft

Den Tages-Anzeiger abonnieren ist eine Form von

DEMONSTRATION

Für:

...das Recht, für jede Sache, die man für richtig hält, Partei zu ergreifen. Also auch zu demonstrieren.

...den Staat, wenn damit die Gemeinschaft der Bürger unseres Landes und die von ihnen gewählten Vertreter gemeint sind.

...die Tatsache, dass (links) und (rechts) längst keine Synonyma mehr für (fortschrittlich) oder (reaktionär) sind.

...die offene Diskussion und Auseinandersetzung mit allem und jedem, sofern als (Waffen) dazu die Zunge oder die Feder verwendet werden.

...eine Hochschulreform, die den Professoren und allen Studenten die Unabhängigkeit der Wissenschaft und eine Arbeit in würdigen Verhältnissen garantiert.

...den Grundsatz: informieren kommt vor demonstrieren.

Gegen:

...jede Form von Demonstration, die nur der Demonstration der Demonstranten dient.

...den Staat, wenn damit eine Obrigkeit gemeint ist, die die Bürger, von denen sie gewählt wurde, zu Untertanen machen will.

...den Versuch mancher Kreise, jeden, der anders denkt (oder auch nur denkt), zum (Linksintellektuellen) zu stempeln.

...die Anwendung jeglicher Form von Gewalt (von welcher Seite auch immer) und der Gegengewalt gegen die Gewalt.

...Hörsaalschlachtenbummler, die Pflastersteine für den Stein der Weisen und demolierte Hörsäle für eine politische Tat halten.

...Ideologien, die nicht auf Ideen basieren, sondern auf mangelnder Kenntnis bestehender Tatsachen.

Damit hat Ihnen der Tages-Anzeiger hoffentlich deutlich gesagt, wo er steht und wofür er einsteht. Er hat das schon seit 75 Jahren gesagt. Nicht immer laut, aber immer deutlich.

Vielleicht hat der Tages-Anzeiger auch Ihnen etwas zu sagen. Belegen Sie doch ein Probese­mester und studieren Sie ihn einmal drei Wochen gratis.

Ich bestelle den Tages-Anzeiger für 3 Wochen gratis.

Ich bestelle ein Abonnement für den Tages-Anzeiger und erhalte als Student 30% Studenten-Rabatt.

Das kostet mich

- 3.25 statt 4.60 für 1 Monat
 9.35 statt 13.35 für 3 Monate
 18.50 statt 26.40 für 6 Monate
 36.55 statt 52.40 für 12 Monate

Name: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Fakultät: _____ Semester: _____

Tages-Anzeiger, Vertriebsabteilung, Postfach, 8021 Zürich.

3042